Zeno-Zeitung

Kreiszeitung

Gronauer Volkszeitung — für den Kreis Ahaus — Eper Volksblatt

Amtliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH., Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Städt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Straße 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 739.

Nummer 171 | Sonntag, den 24. Juni 1934 | Jahrgang 1934

Die Reform der Wehrmacht in Rußland.

Von unserem Moskauer Berichterstatter

Moskau, im Juni.

Die Sowjetregierung hat ihre Verwaltungsreform durch einen Akt abgeschlossen, der geeignet ist, mit Recht das Interesse des Auslandes hervorzurufen. Im Zuge der „Vereinfachung und Vereinheitlichung der Verwaltungsorganisationen" wurde der Revolutionskriegsrat der Sowjetunion aufgelöst. Der Revolutionskriegsrat, dessen Vorsitzender der Kriegskommissar Woroschilow ist, übte die gleichen Funktionen aus wie bei den anderen russischen Volkskommissariaten die sogenannten „Kollegen", die ebenfalls der Auflösung verfallen sind. Der Kriegsrat ist einer der ältesten Behörden des Sowjetstaates, mit ihm verschwindet eine der letzten Institutionen aus der „Heldenzeit" des Bolschewismus. Gegründet in den Jahren der Machtergreifung und des Bürgerkrieges sollte der Revolutionskriegsrat ein Gremium der roten Heerführer und Strategen sein, eine niemals versiegende Quelle der revolutionären Begeisterung der roten Truppen im Kampfe gegen die „Feinde des Staates der Arbeiter und Bauern". In den nüchternen Jahren der Industrialisierung und der technischen Kriegsausrüstung der Armee, die, da es nunmehr galt, sich für den Kampf mit modernen Heeren vorzubereiten, mit „kommunistischem Geiste" und „revolutionärer Begeisterung" nicht mehr auskommen konnte, sank die Bedeutung des Kriegsrats rapide. Dies umsomehr, als der Kriegskommissar Woroschilow sich immer stärker zu einer machtpolitischen Persönlichkeit größeren Formats entwickelte und den Grundsatz der „einheitlichen Befehlsgewalt" im Sowjetheer konsequent durchführte. Die Auflösung des Kriegsrats bedeutet somit nur die formelle Bestätigung eines bereits seit Jahren bestehenden Zustandes. Die offiziösen „Iswestija" erklären hierbei, daß „die Verwaltungsform, die sich in den ersten Jahren des Sowjetregimes herausbildete, endgültig veraltet ist", das Problem der „Beherrschung der Technik auf allen Gebieten", somit auch auf dem der Armee, verlange eine einheitliche Führung.

Gleichzeitig ist das bisherige Volkskommissariat für Krieg und Marine in ein „Volkskommissariat für Landesverteidigung" umbenannt worden. Die „Iswestija" legen dieser Umbenennung eine große politische Bedeutung bei. Der Name „Volkskommissariat für Landesverteidigung" soll, so erklärt das Regierungsorgan, demonstrativ die Tatsache unterstreichen, daß das gesamte Heereswesen des Sowjetstaates nur der Verteidigung, niemals aber dem Angriff oder der Expansion diene. Die „Iswestija" berufen sich dabei auf das Wort Litwinows in einer seiner letzten Reden, daß die Sowjetmilitärs die wärmsten Förderer des Friedens seien. Das Blatt schließt seinen Kommentar mit einigen recht auffallenden Sätzen über die Stellung des Militärs im Rahmen des Sowjetstaates und der Sowjetpolitik. Das Organ des Rates der Volkskommissare der Sowjetunion versichert, die russischen Militärs hätten „keine eigene Politik" und bildeten auch „keine Militärpartei". Die Armee sei vielmehr „ein Organ der Regierungs- und Parteipolitik", die von den Führern des Heeres „bewußt befolgt" werde. Wenn auch im Falle eines Angriffs auf die Sowjetunion die gesamten menschlichen und technischen Reserven für den militärischen Sieg eingesetzt würden, so seien doch diese Reserven ihrer Zielsetzung nach nur für den friedlichen Aufbau bestimmt. Diese Worte der „Iswestija" können nur als eine Verwarnung und Zurücksetzung derjenigen Kreise der Roten Armee verstanden werden, die gerade im Zusammenhang mit der Verschärfung des Konflikts mit Japan eine Hurrastimmung zu schaffen suchten und in jeder Rede ein vernehmliches Säbelgerassel ertönen ließen. Auch der Kriegskommissar Woroschilow selbst hat, noch zuletzt auf dem Moskauer Parteikongreß, eine gewisse Neigung zu diesen Kreisen gezeigt und sich, ebenfalls auf dem Kongreß, einen aufsehenerregenden „Dämpfer" seitens des Sowjetpräsidenten Kalinin zugezogen. Die Sowjetregierung will den Frieden um jeden Preis und sucht daher ihre kampfesfreudigen Militärs wieder in die Schranken zu weisen.

Die Militärreform bringt an der Spitze des Kriegskommissariats keine Veränderung. Volkskommissar bleibt der langjährige Inhaber dieses Postens Klim Woroschilow, der in der Roten Armee große Popularität genießt. Zu seinen Stellvertretern sind Gamarnik und Tuchatschewski ernannt worden. Jan Gamarnik, von Nationalität Weißrusse, ist bisher Chef der Politischen Verwaltung der Roten Armee gewesen, die sich mit der kommunistischen Erziehung der Soldaten und Offiziere und der Sowjetpropaganda im Heer befaßt. Dieses Amt bekleidet er seit Oktober 1929, als er Nachfolger des anstelle von Lunatscharski zum Unterrichtskommissar ernannten Bubnow wurde. Gamarnik gehört zur alten bolschewistischen Parteigarde. Er ist 1894 geboren und seit 1916 Mitglied der bolschewistischen Partei. Zum ersten Mal machte er von sich reden, als er während des Weltkrieges gegen die vordringende deutsche Okkupationsarmee in Südrußland einen Widerstand zu organisieren versuchte. Während der deutschen Okkupation der Sowjetukraine leitete er ein im geheimen arbeitendes bolschewistisches Komitee, den sogenannten Neunmännerrat. Sogleich nach dem Abrücken der deutschen Truppen begann Gamarnik eine große Rolle zu spielen. Er beteiligte sich an den Kämpfen gegen den „weißen General" Denikin, wurde später Vorsitzender des Kiewer Komitees der Kommunistischen Partei, um in der folgenden Zeit führende Stellungen im Fernöstlichen Gebiet zu bekleiden. Nach einigen Jahren wurde er Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Sowjetweißrußlands.

Michael Tuchatschewski gehört zu den bekanntesten russischen Heerführern. In der Zarenarmee ist er während des Weltkrieges Oberleutnant gewesen, machte nach dem bolschewistischen Umsturz sehr schnell Karriere und wurde der gefeierte Held des Feldzuges gegen Polen im Jahre 1920. Eine Zeitlang wurde er zu einer Art legendären Feldherrngestalt, ähnlich wie jetzt der rote General Blücher, der die „Sonderarmee des Fernen Ostens" befehligt, als der „rote Napoleon" gilt. Im Jahre 1931 wurde Tuchatschewski, damals Oberkommandierender des Leningrader Wehrkreises, zum stellvertretenden Kriegskommissar der Sowjetunion ernannt. Er ist des öfteren im Auslande, zuletzt in Frankreich, zu Studienzwecken gewesen.

Die beiden Stellvertreter des Volkskommissars für Landesverteidigung sind alte Kampf- und Amtsgenossen Woroschilows und werden mit diesem zusammen auch weiter im gleichen Sinne wie bisher tätig sein.

Das britische Spiel mit dem Wirtschaftskrieg.

Keine Begeisterung für das Clearing-System.

DNB London, 23. Juni.

Die englische Presse beschäftigt sich ausführlich mit der deutschen Schuldenfrage und unterstreicht besonders die in der englischen Antwortnote an Deutschland enthaltene Einladung, daß deutsche Vertreter zwecks einer Regelung des Problems nach London kommen sollen. Wie „Times" feststellt, sind die Londoner Geschäftsleute sich im klaren über die praktischen Schwierigkeiten eines Clearing-Systems. Man möchte es lieber vermieden sehen, weil man fürchtet, daß dadurch ein neues Hindernis für den internationalen Handel geschaffen wird. Nicht nur in England selbst, sondern auch in Deutschland müßte ein Clearingamt eingerichtet werden, um eine reibungslose Arbeit des Systems zu ermöglichen. Im ganzen genommen würden die englischen Geschäftsleute die Schaffung einer Sonderabgabe nach der Art der Recoverytaxe, die seinerzeit zur Erlangung der Reparationszahlungen geschaffen wurde, einem Clearingsystem vorziehen. „Times" polemisiert dann gegen die Forderung Dr. Schachts, daß die deutsche Rohstoffbasis durch Rückgabe der deutschen Kolonien wiederhergestellt werden sollen. Die letzten Ausgaben des amtlichen deutschen Kolonialhandbuches hätten einwandfrei gezeigt, daß die deutschen Kolonien eine Belastung, nicht ein Aktivum gewesen seien.

In der „Daily Mail" wird der englischen Regierung geraten, ein überstürztes Vorgehen in der deutschen Moratoriumsfrage zu vermeiden: „Wir haben nicht zu viele Freunde auf dem Festlande, und es gibt Leute, die sich nur freuen würden, wenn England in einen erbitterten Streit mit Deutschland geriete, in dem Vergeltungs- und Wiedervergeltungsmaßnahmen sich jagen. Wir sind durchaus dafür, daß die englischen Gläubiger, soweit praktisch möglich, geschützt werden; aber in diesem Falle dürfte durch extreme Maßnahmen kaum etwas gewonnen werden."

„Daily Expreß" findet, daß es nicht Sache der englischen Nationalregierung sei, mit Zöllen, Verboten, Boykottmaßnahmen oder gar Kanonenbooten dafür zu sorgen, daß die Besitzer ausländischer Wertpapiere ihre Zinsen erhalten.

Die Blätter schenken auch den Meldungen über die neue deutsche Devisenverordnung starke Beachtung. „Morning Post" überschreibt ihre Meldung „Deutschland schlägt zurück", während „Daily Expreß" von einer „deutschen Bombe" spricht.

Die führende „Financial News" bringt besonders scharfe Angriffe gegen die Aeußerungen von Dr. Schacht. Die „verhältnismäßig gute Aufnahme", die das Clearing-Gesetz in der City gefunden habe, sei möglicherweise eine Erwiderung auf die „aggressive" Erklärung von Dr. Schacht.

Eine amerikanische Warnung.

„Newyork Times" über die Zwecklosigkeit britischer Maßnahmen gegen das deutsche Moratorium.

DNB Newyork, 23. Juni.

„Newyork Times" schreibt zu den geplanten englischen Maßnahmen gegen das deutsche Moratorium, man sollte denken, daß es sich eine Regierung, die sich selbst (gegenüber Amerika) im Verzug befindet, zweimal überlegen würde, ehe sie einen Präzedenzfall schaffe. Aber wenn man selbst hiervon absehe, sei es unmöglich zu verstehen, wie der beabsichtigte Clearing-Dienst den britischen Staatsangehörigen auf die Dauer helfen solle, ihre deutschen Forderungen einzuziehen. Vorhandene Guthaben könnten zwar beschlagnahmt werden, allein sowie das einmal geschehen sei, würden deutsche Exporteure und Banken sicherlich nicht so töricht sein, neue Guthaben zu schaffen. Die deutsche Ausfuhr nach England würde dann entweder über andere Länder gehen, oder man würde überhaupt nicht nach England ausführen. Die Folge würde sein, daß es Deutschland noch weiter erschwert würde, Zahlungen auf die England oder anderen Ländern geschuldeten Beträge zu leisten. Ueberdies, so heißt es in dem Blatt weiter, wird Großbritannien als Ganzes sogar bei der ersten Beschlagnahme vorhandener Guthaben nichts gewinnen; Deutschland hat zwar England gegenüber eine aktive Handelsbilanz, den Dominions gegenüber aber eine passive. Es besteht also die Möglichkeit, daß die Guthaben der Dominions beschlagnahmt würden, falls England deutsche Guthaben beschlagnahmt.

Begegnung mit Indien.

Von

Bengt Berg.

(Worldcopyright Bengt Berg 1934. Nachdruck verboten.)

Jeder Welthafen hat seine Stimme und in den Tropen seinen Geruch, den jeder wiederkennt, der dort einmal landete. Wenn in der Nacht mein Dampfer in Port Said oder Colombo vor Anker geht, so verraten mir schon die Geräusche die Stelle, und wenn das Schiff im Morgengrauen, wie sie es meistens tun, in den Hafen von Bombay langsam einläuft, sagen schon von weitem die tausend kreischenden Stimmen der indischen Kulis am Ufer, daß hier das Märchenland Indien seine Arme hinausstreckt, um den Reisenden in seine Hände zu bekommen.

Denn dem Reisenden, der mit seinem Bädeker unterm Kopfkissen in der Nacht von Palmen und Palästen, von blühenden Dschungeln und mandeläugigen schönen Frauen träumte, erwartet jetzt das jähe Erwachen beim Erkennen, daß der Palmen elend wenige sind, die Paläste den Krokanten seines Zuckerbäckers zu Hause arg ähneln, und die schönen Indierinnen ebenso fehlen wie der blühende Dschungel.

Eine Enttäuschung ist es, ein Betrug gegen seine schönen Erwartungen. Ach, war er auch mit den sieben Wassern aller Ozeane gewaschen, er wird bald finden, daß er endlich in dem Lande ist, wo er am meisten betrogen wird. Indien begegnet ihm in seiner besonderen Art. Er ist ein Objekt, an das man sich gerne heranmacht, um etwas herauszuquetschen. Daß er keinen halben Tag am Ufer ist, um schon falsches Geld in seinen Taschen zu haben, ist gar nichts. Die Falschmünzer in Indien müssen Großbetriebe sein. Aber die Art jedermanns, die falschen Münzen auszunutzen, ist bewundernswert und viel ausgeprägteres Indisch als alle Palmen und Paläste.

Seitdem Sie mit sorgfältig durchgewühltem Gepäck das Zollamt hinter sich haben, nehmen Sie anstatt Reitelefant und Büffelkarre, genau wie in Berlin, ein Auto und fahren zu Ihrer Bank und ins Hotel. Vier Rupees. Eine Rupee ist heute etwa eine Reichsmark. Sie nehmen einen der blitzneuen Zehnrupeescheine von Ihrer Bank aus der Brieftasche, und wenn Sie Eile, aber kein Kleingeld haben, lassen Sie den Autofahrer eine der zurückgegebenen Rupeemünze behalten. Der Mann fährt fort. Aber in der nächsten halben Minute steht er wieder da, die Münze in der vorgestreckten mageren Hand und sieht dem Geber mit einem solch aufrichtigen Bedauern in seinen milden dunklen Augen an, als lasteten alle Sorgen der Welt auf seinem Herz. Und wenn der Reisende nicht sofort versteht und seine Pflicht tut, schlägt der Indier mit der Münze auf den steinernen Fußboden der Hotelhalle und macht all den Umherstehenden und schließlich auch dem Reisenden klar, daß er doch nicht gern diese falsche Münze als Trinkgeld annehmen kann. Der Ernst in seiner Haltung und sein vorwurfsvoller Blick lassen keinen Zweifel übrig. Er ist der orientalische Ehrenmann, der von dem Fremden um ein Haar betrogen wurde.

Beschämt nehmen Sie die falsche Münze in die Hand und geben dem beleidigten Mann eine andere dafür. Nachdem er lange verschwunden ist, fällt es Ihnen ein, daß Sie von diesem Indier erst solche Rupeestücke bekommen haben. Oder — haben Sie in der Zollstelle dieselben zurückerhalten? Nein. Aber die Ent-

Einweihung von Heldengedenktafeln im Berliner Zeughaus.

Am Sonntag wird Reichswehrminister Generaloberst v. Blomberg im Berliner Zeughaus Ruhmestafeln einweihen, in denen die Namen sämtlicher gefallenen preußischen Regimentsführer verewigt sind. Links die Ruhmeshalle mit den Ruhmestafeln im Hintergrund. Rechts eine der marmornen Tafeln, in die die Namen der Helden eingeschrieben sind.

Der Kampf um den Gipfel der Welt.

Wieder hat der Kampf um den Gipfel der Welt ein Menschenleben gekostet. Es ist, als sollte die Kette der Opfer ohne Ende sein. Alfred Drexel, der Bergsteiger aus München, war den unvorstellbaren Anstrengungen nicht gewachsen, die sich der deutschen Himalaja-Expedition entgegentürmten; eine Lungenentzündung machte seinem Leben in wenigen Stunden ein Ende.

Ein schauriges Schicksal umweht diesen eisbedeckten, wolkenverhangenen Gipfel. Die unbekannten Gräber kühner Männer, die seinen Geheimnissen nachgingen, bergen sich in den Falten seines weißen Gewandes. Andere wieder liegen zu seinen Füßen, da, wo das letzte grüne Unterholz aufhört und der nackte Stein beginnt. Ihr Gesicht, das Kreuz, wenden diese Grabstellen der Bergspitze zu, als wollten sie noch jenseits dieses Lebens über den Sinn menschlicher Kühnheit nachdenken.

★

Fast Jahr für Jahr berichten die Zeitungen von neuen Unternehmungen, die sich die Bezwingung dieser gewaltigen Bergkette und ihrer Häupter zur Aufgabe gestellt haben. Aber immer wieder wird es still danach; unberührt thronen die Spitzen dieses gigantischen Bergmassivs in ihrer eisigen Höhe. Deutsche, Engländer, Schweizer, Franzosen: sie alle haben sich an die fast unlösbare Aufgabe herangemacht. Monate lang dauerten oft die Vorbereitungen, bis dann der letzte Ansturm gewagt werden konnte. Wohl kam einer vielleicht ein paar hundert Meter höher hinauf als sein Vorgänger — das letzte Ziel erreichte noch keiner.

Auch die deutsche Expedition Willy Merkls ist erst nach sorgsamen Vorbereitungen an das große Werk gegangen. Wenn überhaupt von einer Erfolgsicherheit dabei gesprochen werden kann, dann in diesem Fall. Trotzdem aber steht der tragische Tod Alfred Drexels wie ein mahnendes Fanal am Beginn des Unternehmens. Denn wenn auch die Gesellschaft bereits seit Wochen unterwegs ist: die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst jetzt, nachdem die Grenze von 6000 Metern fast erreicht ist.

Dennoch wird hier wie immer zuletzt doch menschlicher Eroberungswille über die Hindernisse triumphieren, die eine empörte Natur ihm entgegen wirft. Wohl mag dieser nebelverhangene Gipfel der Welt noch Opfer um Opfer fordern, vielleicht müssen noch Jahre ins Land gehen, ehe er endgültig bezwungen ist — einmal wird die stolze Stunde kommen, in der es kein Hindernis mehr auf dem letzten steilen Anstieg nach oben gibt. Und die Kameradschaft, die aus der Gefahr und der Todesnähe erwächst, wird es sein, die das Banner des Sieges mit kräftiger Faust in den letzten, höchsten Eisblock hineinstößt.

Dreizehn Achttausender gibt es auf der Erde. Keiner ist bisher bezwungen worden. Viele wurden angegriffen, viele kosteten Opfer ohne Zahl. Aber noch keine Nation konnte ihre Flagge auf einem dieser Bergriesen aufpflanzen.

Der „Berg des Schreckens", den sich diese rein deutsche Expedition zum Angriffspunkt gewählt hat, ist bereits vor zwei Jahren fast erobert worden. Nur 600 Meter waren die Männer der Spitzengruppe vom Gipfel entfernt. 600 Meter! Aber sie genügten, das Ziel der Unternehmung in Frage zu stellen. Ein Schneesturm zwang zur Umkehr, zwei Jahre lang herrschte wieder Stille am Berg.

Mit Trägerkarawanen, mit Skiern und Steigeisen, mit Flugzeugen ist man dem Eishaupt dieses Gipfels zu Leibe gegangen. Vom Jahre 1895 an, als der Engländer Mummery seinen ersten erfolglosen Versuch unternahm, bis in unsere Tage hat die Bergsteigersehnsucht diesen Gipfel umkämpft. Niemals hat die Welt erfahren, wieweit Mummery eigentlich gekommen ist. Er fand ein unbekanntes, stilles Grab als einer der von der Welt bald vergessenen Pioniere menschlicher Kühnheit. Irgendwo unter Eismassen oder Felsblöcken schlummern seine sterblichen Reste. Er war der Erste in der Reihe der Todesopfer beim Kampf um diese höchste Gipfelkette der Welt. Auch der Mount-Everest, den allein die Engländer viermal in den letzten Jahrzehnten bestürmten, forderte Menschenleben um Menschenleben; oft genug geschah es, daß die vorangehenden Bergsteiger um einen Felsvorsprung bogen, plötzlich, wie weggezaubert, verschwunden waren und nie wieder von ihren verzweifelten Kameraden aufgefunden werden konnten.

★

In der ganzen Welt haben deutsche Bergsteiger an der Lösung großer Aufgaben mitgearbeitet. Ob im Kaukasus, im Hochland Pamir, ob in den Kordilleren; fast immer waren es Deutsche, die das Letzte, Kühnste wagten und erreichten. Auch diesmal sieht Deutschland mit Stolz und voller nationaler Hoffnung auf die Leistungen seiner Himalaja-Expedition. Alfred Drexels Tod ist eine Warnung, keine Vorsicht außer Acht zu lassen. Deutschland neigt sich in Ehrfurcht vor der Bahre dieses Mannes, der dort in der Ferne vor der selbst gestellten Aufgabe den Tod fand. Dann aber geht der Kampf weiter, der nicht allein ein Kampf ist um der Welt höchste Gipfel, sondern weit mehr ein Kampf um Ansehen und Geltung deutschen Namens in der Welt.

C. Z.

Blick nach draußen.

Notizen aus Auslandszeitungen.

Durchstechereien in der USA-Luftflotte.

Der vom amerikanischen Repräsentantenhaus eingesetzte Ausschuß zur Untersuchung militärischer Angelegenheiten hat, wie „Chicago Daily Tribune" berichtet, die Entfernung des Generalmajors Benjamin Foulois aus der Kriegsluftflotte der Vereinigten Staaten gefordert. Der Bericht stellt fest, daß General Foulois nicht nur leichthin und wissentlich die Gesetze verletzt habe, sondern daß er sich als vollkommen unfähig gezeigt habe. Insbesondere soll der General beim Ankauf von Armeeflugzeugen sehr leichtfertig verfahren sein und infolgedessen den Tod von elf Piloten verschuldet haben, die mit ihren schlechten Apparaten abgestürzt sind. Anstatt, wie üblich, die Apparate in Subskription vergeben zu haben, habe der General Kontrakte mit bestimmten Firmen abgeschlossen, deren Apparate infolgedessen schlecht gewesen seien. Außerdem habe er unfähige Piloten angestellt, und darum sei es zu dem vollkommenen Zusammenbruch des durch die Militärluftfahrt durchgeführten Postdienstes gekommen. Bei einer Untersuchung, die über Durchstechereien in einer Fliegeroffizierschule geführt worden seien, habe der General an den Vorsitzenden des Untersuchungsausschusses ein Telegramm gerichtet, in dem es hieß: „Entlastender Bericht erwünscht, falls irgend möglich." Die Offiziere waren beschuldigt worden, während ihres Urlaubs für private Fluggesellschaften geflogen und sich dafür bezahlt lassen zu haben.

Dürre und Nässe — seit 200 Jahren.

Der meteorologische Korrespondent des „Daily Telegr." schreibt: „Zuverlässige Berichte über Regenfälle existieren für England und Wales seit über 200 Jahren. Man hat die prozentualen Werte des Regenfalls in jedem Jahr auf Grund dieser Berichte ausrechnen können. Von besonderem Interesse für die gegenwärtige Zeit ist die Periode von 1922 bis 1932, in der die Regenfälle mindestens den Durchschnitt der letzten 200 Jahre erreichten, ihn jedoch häufig überschritten. Diese Folge nasser Jahre ist die längste zusammenhängende seit 207 Jahren. Die vorangegangene längste Regenzeit dauerte neun Jahre von 1875 bis 1883. Aber das vorangehende Vierteljahrhundert wies nur acht nasse Jahre auf. Eine Serie trockener Jahre liegt auch zwischen 1730 und 1766, wobei zweimal sich Dürreperioden von je vier Jahren ereigneten. Es ist darum nicht unwahrscheinlich, daß wir jetzt am Anfang einer Serie von trockenen Jahren stehen. Uebrigens werden, auch wenn die nächsten Wochen außergewöhnlich feucht sein sollten, die Brunnen und Quellen höchstwahrscheinlich ihre übliche Wassermenge nicht mehr produzieren, es sei denn, daß eine ganze Reihe von nassen Monaten folgt.

Stahlnetz über London.

Das Problem der Luftverteidigung macht auch den Engländern zu schaffen. Für London werden demnächst besondere Flugzeuggeschwader bereitgestellt werden, deren jedes 11 Flugzeuge umfaßt. Sie werden auf den verschiedenen Flughäfen im Westen und Nordwesten der Stadt konzentriert werden. Sie sollen die Aufgabe haben, die Hauptstadt des feindlichen Landes zu bombardieren, falls London selbst angegriffen werden sollte. Jagdstaffeln stehen außerdem auf den Flughäfen im Süden und Osten der Stadt bereit. Wie der „Daily Herald" erklärt, wird im Luftfahrtministerium zur Zeit ein ganz neuer Plan zum Schutz Londons ausgearbeitet. Ueber der Stadt soll ein ungeheures Stahlnetz ausgebreitet werden, das aus sehr feinen, aber widerstandsfähigen Stahldrähten besteht. Das Netz würde durch eine ganze Reihe von Ballons in der Luft gehalten werden und auf diese Art und Weise einige tausend Meter über der Stadt schweben. Zum Schutz für die einzelnen Ballons wären dann Flugzeuge vorgesehen.

Wie die Lokomotivpfeife entstand.

England feiert in diesen Tagen den hundertjährigen Geburtstag der Lokomotivpfeife. Sie hat eine seltsame Vorgeschichte. Als im Jahre 1825 der erste Eisenbahnzug auf dem Schienenweg fuhr, eilte ihm hoch zu Roß ein Trompeter voraus, der an jeder Straßenkreuzung anhielt und dreimal lustig ins Horn stieß, um Passanten zu warnen. Allmählich aber steigerten die Züge ihre Geschwindigkeit bis zu 20 Kilometern in der Stunde — eine damals schier unausdenkbare Schnelligkeit! — und die Pferde konnten nicht mehr mitlaufen. Man schaffte also den Signaltrompeter ab. Bald darauf ereignete sich aber auf der Linie Stockton—Darlington ein schweres Unglück. Ein mit Butter und Eiern beladener Marktwagen wurde vom Zug erfaßt. Das Riesenomelette lenkte die Aufmerksamkeit der Sachverständigen auf die Gefahren der Eisenbahn. Von da an wurde auf jede Lokomotive ein Trompeter gesetzt, der das Geschäft des Reiters zu übernehmen hatte. Nach und nach wurde dieses System vervollkommnet und so ist die Lokomotivpfeife entstanden.

Die Hundeleine als Hosengürtel.

Ein sehr sonderbarer Prozeß ist, wie „Paris Medi" berichtet, in Budapest ausgetragen worden. Ein junger Mann hatte seinen Hosengürtel verloren und bat den ihn begleitenden Freund, er möge ihm aushelfen. Da dieser nichts anderes zur Hand hatte, reichte er ihm eine Hundeleine, die denn auch notdürftig ihre Dienste tat. Am nächsten Tag ging der offenbar etwas saloppe junge Mann nochmals mit dieser sonderbaren Leine herum. Plötzlich wurde er auf der Straße von einem Hund angefallen, der mit feiner Witterung entdeckt hatte, daß es seine eigene Hundeleine war. Wütend zerriß er dem Unbekannten die Hosen und nur mit Mühe konnte dieser sich vor Schlimmerem durch die Flucht schützen. Daraufhin strengte er gegen seinen Freund einen Prozeß an. Das Gericht stellte sich, wenn auch lachend, auf die Seite des Klägers, da der Besitzer des Hundes unter allen Umständen für den Schaden haftbar zu machen sei, den ein solcher Köter anrichte. Allerdings mußte der hohe Gerichtshof zugeben, daß der Hund „in Wahrung berechtigter Interessen" gehandelt habe, als er sich sein Eigentum, wenn auch auf etwas robuste Weise, wieder zu verschaffen suchte.

Erster Ozeanflug — vor 15 Jahren.

Atlantikflüge sind heute etwas so Selbstverständliches geworden, daß die undankbare Menschheit beinahe ein epochemachendes Jubiläum zu feiern vergessen hätte: den Tag der ersten Atlantiküberquerung mittels Flugzeug vor 15 Jahren. Am 14. Juni 1919 starteten nämlich die beiden britischen Flieger Sir John Alcock und Sir A. Whitten Brown von St. Johns auf Neufundland nach Irland. Bei ihrer Atlantiküberquerung benutzten die beiden wagemutigen Piloten ein Vickers-Flugzeug, das folgende Merkmale hatte: Flügelweite 20,3 Meter, Fahrtgeschwindigkeit auf Seehöhe 90 Meilen, zwei Rolls Royce-Motoren von besonders zuverlässiger Konstruktion.

Wie die beiden britischen Piloten auf ihren absonderlichen Plan gekommen waren? Die englische Tageszeitung „Daily Mail" hatte bereits vor dem Kriege ein von Lord Northcliffe veranlaßtes Preisausschreiben veranstaltet für den ersten ohne Zwischenlandung ausgeführten Transatlantikflug. Der Kriegsausbruch verhinderte dann alle Vorbereitungen für die Ausführung eines solchen Ozeanfluges. Nachdem aber in den letzten Kriegsjahren die beiden englischen Flieger Brown und Alcock die vorzüglichen Fahrteigenschaften der Vickersmaschinen erkannt hatten, zögerten sie nicht lange, ihr Vorhaben in die Tat umzusetzen. Die Probeflüge verliefen planmäßig und ließen alles Gute für die Durchführung des Ozeanfluges erhoffen. Auf dem Weltkongreß der Ozeanflieger im Mai 1932 in Rom waren die beiden ersten Atlantikbezwinger Gegenstand großer Ehrungen. Sir A. Whitten Brown mußte schließlich über die Einzelheiten dieser ersten Ozeanüberquerung vor seinen berühmten Kollegen berichten.

„Am frühesten Morgen des 14. Juni 1919", so legte damals Brown dar, „war alles bereit, aber die Wetterlage war zu dieser Stunde nicht günstig. Sie verbesserte sich um ein Geringes im Laufe des Tages und um 4 Uhr 12 Minuten (Greenwichzeit) wurde abgefahren, während ein stürmischer Südwestwind wehte und das Gewölk tief hing. Bis Mitternacht war wegen der Wolken jede astrologische Beobachtung unmöglich; später sahen wir die Wage und den Polarstern und hatten somit günstige Orientierung. In einem bestimmten Moment wurde der Horizont, der bisher vom Mond erhellt war, von Nebel bedeckt und wir stürzten im Schraubenflug und konnten uns erst hart an der Wassergrenze wieder auffangen." Am 15. Juni, kurz nach 8 Uhr morgens, landeten dann die beiden Flieger nach geglückter Ozeanüberquerung in der Nähe der irischen Radiostation Clifden. Bei der Landung auf sumpfigem Terrain kam das Radgestell etwas zu Schaden.

Die Russen im Exil.

Die vorläufige Nichtanerkennung der Sowjetunion seitens Jugoslawiens hat in Moskau starke Beunruhigung hervorgerufen. Die Moskauer Machthaber erinnern sich sehr wohl daran daß von Jugoslawien aus die Weißgardistenverbände eine ganz besonders intensive Propaganda gegen das neue Rußland betrieben. Unzweifelhaft aber entspricht es nicht den Tatsachen, daß der jugoslawische König unter weißgardistischem Druck stehe. Und jene amerikanische Quelle, die gar von 300000 russischen Emigranten in Jugoslawien ausjagt, scheint überaus stark betrübt zu sein. Selbstverständlich haben die etwa noch bestehenden weißgardistischen Organisationen auf die politischen Entscheidungen des jugoslawischen Königs gar keinen Einfluß.

Wie verhält es sich aber überhaupt mit den russischen Emigranten? Als politischer Faktor treten sie kaum noch in Erscheinung, seitdem Frankreich, das Dorado der russischen Emigration, seinen Frieden mit den Moskauer Machthabern geschlossen hat. Selbstverständlich ergoß sich nach dem bolschewistischen Umsturz der Strom der russischen Emigranten zuerst in die benachbarten Länder: in die baltischen Staaten, in die Türkei, nach Bulgarien und nach Rumänien. Ehemalige zaristische Offiziere und reiche Grundbesitzer mußten sich in untergeordneten Stellungen kümmerlich durchs Leben schlagen. Als Kellner als Zeitungsverkäufer, als Droschkenkutscher oder als Sprachlehrer fanden sie in Südosteuropa zunächst Brot und Arbeit. Aber diese russischen Emigranten mußten doch auch einmal eine dauernde Niederlassung ins Auge fassen. Diese „Umsiedlung" spielte sich im wesentlichen in den Jahren 1919/1926 ab. In dieser Zeit nahm vor allem Deutschland und Frankreich einen großen Teil russischer Emigranten auf.

Es fehlen leider auch heute noch zuverlässige Statistiken über die Verteilung der russischen Emigranten in den einzelnen Ländern. Vor einiger Zeit hat Alexander Nazaroff in einer amerikanischen Zeitschrift einmal eine Berechnung versucht, die auch heute noch der Wirklichkeit ziemlich nahe zu kommen scheint. Aus diesen Berechnungen geht hervor daß sich 25 bis 30000 russische Emigranten heute in den USA aufhalten, die meisten von ihnen in New-York. Frankreich beherbergt danach immer noch gegen 400 000 russische Emigranten, während Deutschland 60 000, Belgien 8000 und England 3000 ein vorübergehendes Obdach gab. Sehr viele Emigranten — ungefähr 200 000 — haben sich in den slawischen Ländern niedergelassen, also in Polen, Jugoslawien, der Tschechoslowakei und in den baltischen Staaten. In Jugoslawien dürften niemals mehr als 80000 Weißgardisten gelebt haben.

Statt besonderer Anzeige.

Heute entschlief sanft mein lieber Mann, unser lieber Vater, Schwiegervater und Großvater

Albert Haasemann

Dr. ing. e. h.

im 84. Lebensjahr.

In tiefer Trauer:

Bertha Haasemann, geb. Willmer
Bertha van Delden, geb. Haasemann
Dr. ing. Willy van Delden
und 4 Enkelkinder.

Bremen, Ellhornstr. 32 und Ahaus i. Westf., den 21. Juni 1934.

Besuche dankend abgelehnt.

Religiöse BÜCHER

Dr. Peter Ketter: Christus und die Frauen, Frauenleben und Frauengestalten im neuen Testament	6.50
Zimmermann-Haggeney: Grundriß der Aszetik	6.40
Dr. Anton Stonner: Die religiös-sittliche Führung Jugendlicher durch die Priester	6.80
Petrus Canisius: Katholische Marienverehrung und lauteres Christentum (herausgegeben von Jordans)	4.80
Dr. Rudolf Vitus: Die Anfänge des kath. Gesellenvereins zu Elberfeld	2.00
Jakob Hommes: Lebens- u. Bildungsphilosophie als völkische und katholische Aufgabe	5.50
Romano Guardini: Vom Sinn der Kirche	3.75
Prof. Dr. Paul Simon: Die Geschichte als Weg des Geistes	1.20
Dr. Wilhelm Stockums: Das Priestertum, Gedanken und Erwägungen für Theologen und Priester	4.20
Dom Eugen Vandzur: In der Liebe leben, Geisteserhebungen über die Opferweihe der hl. Theresia vom Kinde Jesu	2.80
Eugen Lense: Eine priesterliche Opferseele, Leopold Giloteanx	3.50
Briefe in den Karmel, Briefe von Maria Antoinette de Geuser	4.80
Friedrich Kronfeder: Im Banne der Dreieinigkeit	1.90
Dr. Margaret Csaba: Was ein heranwachsendes Mädchen wissen muß	2.—
Friedrich Muckermann: Vom Rätsel der der Zeit broschiert	3.—
gebunden	4.20
Ida Condenhove: Von den zwei Türmen	1.90
Baumer: Grundfragen der Philosophie, Ein systematischer Aufbau	4.80
Thomas von Aquino: Summe der Theologie	4.—
Elisabeth von Schmidt-Pauli: Selbstexerzitien	3.—
— Freuden Jesu Christi	2.80
— Meßbuch des neuen Menschen	2.60

Gebr. Lensing
Verlagsanstalt G. m. b. H.
Gronau

Jagdverpachtung

Die Jagdnutzung in dem gemeinschaftlichen Jagdbezirk der Gemeinde Wüllen, in fünf Jagdbezirke eingeteilt,

Bezirk 1, etwa 658 ha
Bezirk 2, etwa 705 ha
Bezirk 3, etwa 794 ha
Bezirk 4, etwa 640 ha
Bezirk 5, etwa 621 ha

soll vom 1. Juli 1934 ab auf die Dauer von neun Jahren öffentlich meistbietend verpachtet werden. Verpachtungstermin ist am Donnerstag, den 28. Juni 1934, nachmittags 2 Uhr in der Wirtschaft Heinrich Hofzumahaus in Wüllen.

Die Jagd ist besetzt mit Rehwild, hauptsächlich Hasen, Fasanen und Rebhühnern. Die Pachtbedingungen liegen vom 10. Juni 1934 ab für die Dauer von zwei Wochen in meiner Wohnung offen.

Wüllen, den 2. Juni 1934.

Der Jagdvorsteher: Kerkhof.

Jagdverpachtung.

Im Anschluß an die Verpachtung der Gemeindejagd Alstätte werde ich am Dienstag, dem 26. ds. Mts. vormittags 10 Uhr in der Wirtschaft Humberg 2 gute Privatjagden zur Größe von je 500 Morgen öffentlich meistbietend zur Verpachtung aussetzen.

Tenhagen, Jagdvorsteher.

Molkerei Alstätte u. Umgegend eGmbH. Alstätte Kreis Ahaus

Vermögens-Bilanz am 31. Dezember 1933

Berichtigung

In der Anzeige von Samstag, den 14. Juni muß es richtig heißen:

3. c) Aus weitergegebenen Diskontwechseln **9750.— RM.,** nicht 97.50 RM.

Ahaus

Mittwoch, den 27. Juni 1934

Kram-, Rindvieh- u. Schweinemarkt

Graue Haare beseitigt Haarfarbe-Wiederhersteller Orfa. Einfache Anwendung. Sichere Wirkung. Fl. 1,80 extra stark 2,50. Parf. Eduard Hesse, Gronau

Druck-sachen aller Art wie **Briefbogen, Rechnungen, Quittungen, Postkarten, Umschläge, Flugzettel, Preislisten, Plakate** usw. usw. liefert preiswert u. in erstklassiger Ausführung die **Buchdruckerei Gebr. Lensing Ahaus-Gronau**

Trauerdrucksachen innerhalb 1 Stunde.

Unsere Leser geben ihre Familienanzeigen (Geburten, Verlobungen, Vermählungen, Todesanzeigen) in der **Kreiszeitung** (Gronauer Volkszeitung) (Eper Volksblatt) aus.

auch im Zuche ehe Deutschland

Hühneraugen beseitigt schmerzlos und sicher **Lebewohl** die Pflasterbinde. Filzring, Heftpflasterband, Pflasterkern. Blechd. (8 Pflaster) 68 Pfg. in Apoth. und Drogerien. Sicher zu haben: Westfalia-Drog. Wilh. Hansen, Adler-Drog. Hoogen

Aus Westdeutschland.

Von Schweinen angefressen.

Furchtbares Ende einer 38jährigen Dienstmagd.

× **Recklinghausen,** 23. Juni.

In der Bauernschaft Ahle wurde am Donnerstagabend in einem Schweinestall des Bauern Große Vestert ein grauenvoller Fund gemacht. Dort wurde die Leiche der 38jährigen Dienstmagd Katharina Gausepohl im Schweinestall liegend aufgefunden Die sofort alarmierte Mordkommission des Polizeipräsidiums Recklinghausen begab sich noch in der Nacht zur Fundstelle und nahm eine eingehende Untersuchung im Verein mit der örtlichen Polizei und Gendarmerie vor. Die Ermittelungen haben einwandfrei ergeben, daß ein furchtbarer Unglücksfall vorliegt. Das Dienstmädchen war auf dem Boden der Tenne gegangen, um dort Stroh zu holen. Dabei ist sie durch die morschen Bretter der Bodenluke aus einer Höhe von 3 m in den Schweinestall gefallen. Das ganze Gesicht und auch die Halsschlagader wurde ihr von den Schweinen zerfressen. Auch ein Ohr fehlte.

Wassermangel in Bielefeld.

Einschränkung des Verbrauches um 30 Prozent.

DNB **Bielefeld,** 23. Juni.

Infolge der langanhaltenden Trockenheit sah sich der Oberbürgermeister von Bielefeld gezwungen, eine Anordnung zu erlassen, wonach der Wasserverbrauch ab sofort um 30 Prozent eingeschränkt werden muß. Es dürfen somit in Zukunft also nur 70 Proz. der Wassermenge des vorhergehenden Monats verbraucht werden.

Das Karussell und der Tod.

Zwei Menschen tot.

× **Herford,** 22. Juni.

Zwei merkwürdige Todesfälle haben sich in Verbindung mit Karussells zugetragen. Morgens fand man im Unterbau des auf der „Vision" stehenden Karussells von Hattenhorst einen 26 Jahre alten Mann tot auf. Er war, wie die Untersuchung ergab, in der Frühe unbefugt in den Unterbau eingedrungen, um Geldstücke zu suchen, die zu suchen, die zuweilen durch die Ritzen der Fahrbahn hinabfallen. Bei dieser Geldsuche wurde er von einem Schlaganfall betroffen. — Ferner wurde der 25 Jahre alte Sch. aus Spenge ins hiesige Krankenhaus eingeliefert. Er war auf der Spenger Kirmes auf einem sogenannten Schaukelkarussel gefahren und hatte sich auf ungeklärte Weise Blasen- und Darmverletzungen zugezogen, die seinen Tod herbeiführten.

Mord nach neun Jahren aufgeklärt.

Festnahme des Sohnes.

:: **Minden,** 22. Juni.

Am 30. Januar 1925 verschwanden auf rätselhafte Weise der 50jährige Bauer Siebeking und dessen 43jährige Frau. Vergeblich wurde seinerzeit nach den Vermißten geforscht, auch der Kanal abgesucht usw. Schließlich fand die Polizei das Ehepaar erschossen in der abseits gelegenen Jauchegrube des Gehöftes auf. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß beide je zwei tödliche Revolverschüsse aus unmittelbarer Nähe erhalten hatten. Nachbarn wollten in der Mordnacht scharfe Schüsse in der Nähe des Bauernhofes gehört haben; es gelang jedoch nicht, Patronenhülsen oder die Mordwaffe aufzufinden. Von einer Beraubung in der Wohnung war ebenfalls nichts festzustellen, so daß man allgemein annahm, die beiden Leute seien einem Racheakt zum Opfer gefallen. Jetzt ist überraschend der Sohn der Ermordeten, der den Hof verwaltet, festgenommen und in das Mindener Gerichtsgefängnis eingeliefert worden. Die Ermittlungen über den Mordfall sind damit wieder aufgenommen.

Lebende Kreuzotter im Bussardnest.

Minden, 21. Juni.

Ein Förster erstieg einen Bussardhorst und fand dort einen toten Bussard sitzend vor. Als er das große Tier hoch hob, entdeckte er eine lebende Kreuzotter. Offenbar hatte der Bussard die Schlange zu locker in den Fängen gehabt, als er sie durch die Luft nach dem Horst trug. Unterwegs brachte die Kreuzotter dem Bussard einen Biß bei, und daran ist dann der edle Vogel durch das Schlangengift verendet, nachdem er mit seiner Beute im Horst angelangt war. Die Schlange konnte aber von dem Horst im Baum nicht zur Erde kriechen.

Großbrand aufgeklärt?

Ameloe, 23. Juni.

Am Dienstag brannte in Ameloe das Gutshaus des Pächters Heuwekes ab. Der Schaden beläuft sich auf über 20 000 RM. Dem Brand sind auch acht Kühe, sieben Schweine und ein Eber zum Opfer gefallen. Durch die in der Scheune befindlichen Hobelspäne und das darin lagernde Stroh fand das Feuer reiche Nahrung. Infolge des starken Ostwindes war die Scheune mit den landwirtschaftlichen Maschinen sowie das Wohnhaus in kurzer Zeit bis auf die Grundmauern abgebrannt. Leider gelang es auch nicht, das Vieh zu retten.

Die Kriminalpolizei hat sofort die Ermittelungen aufgenommen, die aber noch nicht abgeschlossen sind. Nach der gegenwärtigen Sachlage ist fahrlässige Brandstiftung wahrscheinlich. Der Pächter Heuwecke mußte zugeben, daß es möglich wäre, daß der Brand durch eine von ihm geraucht Mutzpfeife entstanden wäre. Auf dieser Mutzpfeife befand sich nach der eigenen Angabe des Heuweke kein Deckel.

Denkmal für die verunglückten Bochumer SA-Männer

an der Kohlfurter Brücke.

)) **Remscheid,** 23. Juni.

Zur Erinnerung an das fürchterliche Unglück in der Nähe der Kohlfurter Brücke, dem 11 SA-Leute aus Bochum infolge Absturz eines vollbesetzten Lastkraftwagens zum Opfer gefallen waren, soll nunmehr ein Denkmal errichtet werden. Es ist beabsichtigt, das Denkmal oberhalb der Kohlfurter Brücke zu errichten, da die ursprünglich als Aufstellungsplatz in Aussicht genommene Felsnase, wie unseren Lesern bereits bekannt, mit Rücksicht auf die Verkehrsgefahren weggesprengt werden soll.

Wertvolle Schriften in einem Meßgewand gefunden.

Adenau, 23. Juni.

In dem Futter eines Meßgewandes, das der Pfarrkirche Reifferscheid gehört, wurden bei jetzt vorgenommenen Ausbesserungsarbeiten wertvolle Schriften aus dem 17. Jahrhundert vorgefunden. Das Meßgewand ist eine Schenkung der Herzöge von Aremberg. Bei den vorgefundenen Briefen, die in deutscher und französischer Sprache gehalten sind, handelt es sich um Schriften der herzoglichen Familie.

Ermordet, beraubt und ins Wasser geworfen

DNB **Saarbrücken,** 23. Juni.

Der Laufbursche Helmut Strempel, der seit dem 16. Juni vermißt wurde, ist am Freitag in Völklingen aus der Saar geborgen worden. Der Schädel des Toten war zertrümmert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Strempel, der 6000 Franc bei sich trug, ermordet, beraubt und dann ins Wasser geworfen worden ist. Von den Tätern fehlt noch jede Spur.

Ausschluß Jugendlicher von Tanzlustbarkeiten

× **Kassel,** 22. Juni.

Der Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau hat durch Polizeiverordnung verfügt, daß jugendliche Personen, und zwar männliche bis zum vollendeten 17., weibliche bis zum vollendeten 16. Lebensjahr an öffentlichen Tanzlustbarkeiten nicht teilnehmen dürfen. Sie dürfen auch nicht in den zum Aufenthalt für die Teilnehmer an solchen Lustbarkeiten bestimmten Räumen verweilen, es sei denn, daß sie sich in Begleitung ihrer Eltern oder Vormünder befinden. Die Veranstalter öffentlicher Tanzlustbarkeiten sind verpflichtet, die genannten jugendlichen Personen fernzuhalten, wobei aber Veranstaltungen, bei denen nur deutsche Volkstänze getanzt werden, nicht als öffentliche Tanzlustbarkeiten im Sinne der Verordnung gelten. Zuwiderhandlungen gegen die Verordnung werden mit Zwangsgeld bzw. Zwangshaft bedroht.

★

fg **Titmaringhausen,** 23. Juni. **Beim Sonnenwendfeuer verbrannt.** Beim Abbrennen des Sonnenwendfeuers am Donnerstagabend ereignete sich ein bedauerlicher Unfall. Von den Schuljungens, die sich ein Vergnügen daraus machten, durch den dicken Qualm zu laufen, kam der 13jährige Lorenz Frese so unglücklich zu Fall, daß er mit beiden Händen in die glühenden Kohlen geriet, und sich derart schwer verbrannte daß er ins Krankenhaus gebracht werden mußte.

Turnen – Spiel – Sport.

Die Ereignisse des Sonntags.

Der Fußball erreicht mit dem

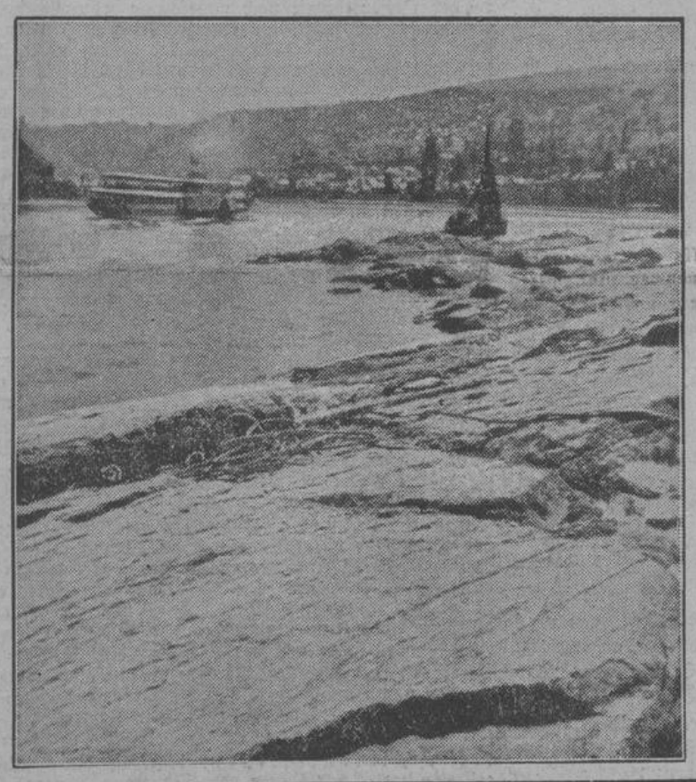
Meisterschafts-Finale in Berlin

seinen Höhepunkt. Schalke 04 und der 1. FC. Nürnberg sind aus dem 16köpfigen Anwärterfeld allein übrig geblieben. Im Poststadion wird es einen sehr erbitterten Kampf geben. Ob West oder Süd die Oberhand behält ist schwerlich vorauszusagen. Immerhin setzen wir in unsere Landsleute das größere Vertrauen und hoffen auf einen knappen Sieg.

Ebenfalls am Sonntag wird die

Vorrunde um den Adolf Hitler-Pokal

mit 7 Begegnungen erledigt. Ostpreußen erwartet den Niederrhein. Die Spielstärke sollte hier zu unterschiedlich sein, als daß man einen Sieg der Ostpreußen erwarten könnte. Das Spiel findet in Königsberg statt. Die übrigen Paarungen lauten: Sachsen—Pommern in Chemnitz, Württemberg—Bayern in Stuttgart, Mitte—Nordmark in Magdeburg, Baden—Niedersachsen in Karlsruhe, Mittelrhein—Brandenburg in Köln und Nordhessen—Schlesien in Kassel. Sehr wahrscheinlich wird auch noch die Begegnung Württemberg—Bayern verlegt. Westfalen—Südwest steigt erst am 1. Juli.



Felsen und Sandbänke tauchen aus dem Rhein empor

Die große Trockenheit der letzten Wochen und Monate hat auch in Deutschland Flüsse und Ströme wasserarm gemacht. Auf längeren Strecken mußte die Schiffahrt sogar eingestellt werden. Das Bild zeigt eine Partie am Rhein bei Oberwesel, wo die Uferfelsen weit aus dem Wasser emportauchen.

In der

Leichtathletik

geben wieder mehrere größere Sportfeste Aufschluß über die sich ständig steigernde Form der deutschen Spitzenklasse. Vorzüglich besetzt ist das „Internationale" von Osram Berlin. Aus Frankreich kommen Winter, Petit und Menrad, die mit unseren besten Kräften zusammentreffen. — In Worms gibt es anläßlich der Nibelungenspiele einen Länderkampf Deutschland — Luxemburg, den deutscherseits eine Auswahl des Gaues Südwest bestreitet. In Düsseldorf ermitteln die Gaue Niederrhein und Mittelrhein ihre Meister im 20 km-Gepäckmarsch und im Marathonlauf. Sonst ragen aus dem Programm noch der Staffellauf Grünwald—München und die Frauen-Olympiaprüfungskämpfe in Lennep heraus.

Der

Schwimmsport

führt Frankreich und Deutschland im 8. Länderkampf in Plauen zusammen. Wie üblich gibt es ein Wasserballspiel und eine 4mal 200 m-Kraulstaffel. Die Aussichten für unsere Vertretung sind wieder recht gut. In der Staffel müßte ein klarer Sieg herausspringen, dagegen konnte die Wasserballsieben in den bisher durchgeführten Uebungsspielen nicht restlos gefallen. Olympiaprüfungswettkämpfe vervollständigen die Programmfolge.

Recht umfangreich ist wieder

das Radsportprogramm.

Bahnrennen werden in Kopenhagen, Erfurt, Bochum, Zürich und Paris abgehalten. Auf der Straße bewerben sich die Amateure um den Großen Preis von Minden, den Straßenpreis von Fröndenberg und den Großen Askania-Preis von Zerbst. Die Berufsfahrer bestreiten den Großen Sachsenpreis.

Im Pferdesport erreicht die deutsche Saison mit dem

Derby in Hamburg-Horn

am Sonntag ihren Höhepunkt. Tags zuvor wird ebenfalls in Hamburg das Spring-Derby entschieden, das noch 54 Pferde startberechtigt sieht. Daneben verdient das große Aachener Turnier mit einer vorzüglichen internationalen Besetzung besondere Erwähnung. Galopprennen finden sonst noch in Neuß, Leipzig, Königsberg und Longchamp (Grand-Prix) statt.

Deutschlandflug 1934.

Berlin, 23. Juni.

Die Deutschlandflieger gingen am Sonnabend früh zwischen 5 und 6 Uhr mit 95 Maschinen auf die dritte Tagesetappe die das Feld diesmal nach dem Westen und Norden des Reiches führt.

Auf dem Flugplatz in der Senne bei Bielefeld landeten um 7,17 Uhr als erste zwei Flugzeuge der Staffel A 2 von der Untergruppe Berlin.

Nach der Zwischenlandung in Quakenbrück trafen etwa ab 9 Uhr die ersten Staffeln in Oldenburg ein. Nach kurzem Aufenthalt setzten die Maschinen ihren Flug nach Hamburg fort. Unter den Gästen wohnte Ministerpräsiden Goering der Ankunft und dem Start der Staffeln bei.

Misere knockout!

Roman von Court Goelitz.

19) (Nachdruck verboten.)

XXVII.

Greim erstieg die Steintreppen der Kriminalkaserne. Breite, niedere ausgetretene Stufen. Es war ihm nicht besonders zu Mute. Er fühlte ein wenig Herzklopfen. Auf dem ersten Treppenpodest fiel Licht durch ein Doppelfenster. Und es fiel auf eine Wand an welcher Bekanntmachungen in Schreibmaschinenschrift zwischen Aufnahmen unbekannter Toter und gesuchter Mörder hingen. Schreckliche Gesichter. Gedunsene von Ertrunkenen. Verzerrte von Erschlagenen. Greim betrachtete sie dennoch. Zwei Herren kamen von oben herab ohne Hut, ohne Mantel. Der eine trug einen naturalistischen Wachskopf in der Hand. Beim Fensterlicht blieben sie stehen. Der eine, der den Wachskopf trug, ein kleiner, beweglicher, Aelterer, machte den andern enthusiastisch auf einige besondere Merkmale des wächsernen Kopfes aufmerksam.

„Was? — nicht natürlich? — sehen Sie die Strangulationsmerkmale, und hauptsächlich: sehen Sie die Farbe, die Farbe! Kann eine Leichenfarbe natürlicher sein, was? . . ."

Der Finger seines Partners berührte beinahe den Kopf beim Halse, um welchen eine eigentümliche Rinne lief. „Nur sonderbar, daß er schief gehalten wird . . ."

Greim sah ebenfalls das charakteristisch Schiefe dieser Kopfhaltung.

Der Kleine, Bewegliche schüttelte schnell den Kopf. „Das werden Sie bei allen Erhängten finden. Aber die Farbe, die Farbe — was? Konnte ich sie echter machen?"

Greim stieg nach oben. Er gelangte auf einen Flur, welcher lang nach rechts und links verlief. Greim fand die Nummer 43. Er klopfte an. Er hatte sich während des Höhersteigens vorgenommen, auf dem Nachhauseweg zwei Kognaks zu nehmen.

Er trat in einen unnatürlich großen Raum. Ein winziger Tisch drüben bei einem linken Fenster verschwand fast in ihm. Vor dem Tisch saß ein Mann von großer gewichtiger Figur.

„Sie wünschen?"

„Greim ist mein Name. Ich komme —"

Der Mann stand auf.

„Ah guten Tag, Herr Greim!" grüßte er freundlich. „Ja, schön, daß Sie kommen. Bitte Platz nehmen. Habe Zeit. Wollen wir die Anzeige aufnehmen?"

Die Anzeige gegen Unbekannt wurde aufgenommen.

Der Beamte setzte sich zurück.

Der Kassierer saß ihm etwas steif gegenüber.

Der Beamte sagte: „Sie erlauben doch?" — und steckte sich einen Zigarrenstummel an. Er schien sich an etwas zu erinnern und griff danach, es war Raupps kleine Liste. Ein Name war rot unterstrichen. „Nun, und wie steht es damit? Dieser Herr Raupp ist Ihr Vorgesetzter?"

„Ja, Prokura."

„Aha!" Der Beamte rauchte mit Behagen und hatte mittlerweile seine Beine übereinandergelegt. Jetzt zog er die Brauen hoch, als sei ihm Rauch in die Augen gekommen, das legte seine Stirn in einige Falten. Greim fühlte die starke Versuchung, ihn zu fragen, ob denn ein nochmals angebrannter Stummel schmecke. Er selbst war seit einigen Jahren Nichtraucher. Er stellte eine diesbezügliche Frage nicht, sondern beantwortete eine andere:

„Ja, ich bin der Ansicht, daß es einer von unsern eignen Leuten ist. Warum sehen Sie mich so an!" drängte es ihn neuerdings zu fragen Er schwieg. Aber seine Miene wurde eine Kleinigkeit distanzierter.

„Herr Raupp machte mich da auf einen Herrn aufmerksam —"

Greim nickte wortlos.

„Ein flotter junger Mann?"

„Ja, ein flotter junger Mann" — das war die ungefähr richtige Bezeichnung für Klingenberg.

„Unvereinbar mit seinen Einkünften?"

„Jawohl schlecht vereinbar mit seinen Einkünften."

„Hm!" Der Beamte nahm seinen Stummel in Augenschein.

„Sie haben ja bereits bei ihm", sagte Greim, „oder vielmehr, es wurde ja bereits bei ihm — ich weiß ja nicht, ob durch Sie selbst, eine Haussuchung vorgenommen . . ."

Kleine Pause.

Der Beamte legte den Ellbogen in die Hand und hielt seinen Stummel einen Zoll vor den Mund. „Das ist mir unbekannt." Er legte impulsiv die Hand auf seine Papiere. „Es müßte unbedingt durch mich gegangen sein. Wann denn?"

„Vor einigen Tagen, denk ich . . ."

„Ausgeschlossen."

„Herr Raupp jedenfalls teilte mir sogar das Ergebnis mit: negativ . . ."

„Vielleicht nahm er selbst eine Haussuchung bei ihm vor", lächelte der andere.

Greim lächelte nicht. Er schwieg dumpf.

Der Beamte ermunterte ihn: „Herr Raupp ist im übrigen nicht sehr beliebt?"

Greims Schultern hoben sich wie abwehrend, mechanisch. Warum hat mich Raupp belogen?, zuckte es durch seinen Sinn. Es formte sich zu Worten: „Ich weiß nicht, Herr Raupp nimmt zu große Rücksicht —"

„Auf wen?"

„Vielleicht auf diesen Herrn." — Greims Augen streiften die Liste.

„Herr Raupp ist sonst nicht sehr rücksichtsvoll, meinten Sie?"

„Nein, das habe ich nicht gemeint."

„Er leidet an Apotheose?"

Greim ließ sich dies Wort eine Weile durch den Kopf gehen, doch kam er zu keinem Resultat und erkundigte sich deshalb: „Was heißt das?"

„Vergötterung", antwortete ihm ein Lächeln.

Auch Greims Gesicht verzog sich nun. „Nein, dies allerdings nicht, haha."

„Sie selbst bekleiden schon lange diesen Kassiererposten?"

Greim rechnete. „An die fünf Jahre. Seit Herr Raupp Prokurist wurde."

„Wieso war das von Einfluß auf Ihre Position?"

„Bis dahin war Herr Raupp Kassierer."

„Ah so ist die Sache!"

„Jawohl."

„Da ging der Schrank sozusagen wie ein Amtssiegel aus seinen Händen in die Ihren über?"

Greim staunte, daß der Mann sich nicht verbrannte, wie konnte ein Mensch eine Zigarre so aufrauchen. „So ähnlich", erwiderte er. „Wie werden Sie ihn nun zu überführen suchen?"

„Herrn Raupp?"

„Nein, nein", Greim mußte lächeln, „diesen" —

Der Beamte zog die kleine Liste mit dem rotvermerkten Namen an sich. „Diesen Klingenberg, meinen Sie . . . Woher ist man außerdienstlich so gut über ihn orientiert? Schulden? — eventuell Gläubiger, die sich an Sie wenden?"

„Nein, das ist bis jetzt nicht geschehen. Aber Schulden — ja, Schulden scheinen wohl vorzuliegen, denn er hat kürzlich noch an wen 1000 Mark bezahlt. Glatt bezahlt . Man sah zufällig die Quittung bei ihm."

„Und der eine sagts dem andern. Und sonst?"

„Wie beliebt?"

„Herr Raupp erzählte mir schon derlei kleine Geschichtchen. Was sie noch vorhin sagten: in wiefern nimmt Herr Raupp zu große Rücksicht?"

„Nun, wie einmal die Dinge liegen . . ." gab Greim recht unwillig zurück.

Endlich, endlich legte der andere seinen Stummel hin, er schien es nicht gern zu tun. Jetzt kreuzte er die Finger auf der Tischplatte ineinander und schaute Greim seitlich an. „Was ließe ihn denn solche Rücksichten nehmen?"

„Das", versetzte Greim in Reserve, „weiß ich leider nicht. Der Gedanke mag ihm vielleicht nahegehen, doch schließlich einen Fehlgriff zu tun . . ."

Dann lägen die Vermutungen oder Gründe wohl bei ihm anders als bei Ihnen, da Sie doch endlich der Meinung sind, daß er es nicht tut . . ."

„Meine Logik läßt mich nur die Tatsachen auf der einen und der andern Seite — eh — — "

„— Vergleichen, ich verstehe Sie." Der Beamte stand auf. Greim natürlich auch. „Wir werden uns auch die beste Mühe geben, das eine oder andere abzuhägen und in Vergleich zu ziehen. Tja. Und sind hoffentlich bald in der Lage, Sie von diesem Alpdruck zu befreien."

„Hoffentlich", wünschte ebenfalls Greim, fügte ein Guten Tag hinzu, quittierte den Gegengruß mit einer Verneigung und machte sich gedanklich sehr beschäftigt auf den Weg in die gewohnte Tätigkeit.

XXVIII.

Es dürfte einmal zugegeben werden: Klingenberg lebte über seine Verhältnisse. Schon daß er seine beiden Zimmer im teuren Westen mietete, jenseits der Ringe, war keine Sparmaßnahme, und ebensowenig das luxuriöse Bad, das sich ihnen zugesellte. Ueberhaupt die Ringe! Sie mit ihren fashinablen Restaurants schienen es ihm angetan zu haben. Und um noch ein Beispiel, ein Bedenken ins Gewicht zu werfen: letzten Sonntag nahm Klingenberg das Diner in einem von ihnen; sein Platz war an einer der großen, unverhangenen Frontscheiben. Als er den Kopf von der bemerkenswerten Schlüsselreihe auf dem Damasttuch hob, sah er draußen auf der Straße einen Mann stehen, der ihm andächtig zuschaute — so andächtig und ausgeprägten Verlangens, daß ihn Klingenberg hereinwinkte und — ihn nicht etwa etwas von der Fülle seines Tisches anbot, sondern gelassen ein Scheckbuch zog und ihm die Summe von 1000 Mark anwies. — Man denke sich, ein Scheckbuch in den Händen eines kleinen Angestellten! Der Mann borgte sich am Büfett ein formales Quittungsblatt und setzte ohne allzu große Ueberraschung Ziffer und Namen darauf. Dieser Mann war Schneider von Beruf, und Klingenberg hatte keinen Anlaß, ihm etwas zu schenken.

„Kismet", murmelte er, festigte die Serviette und nahm sich Gemüse.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung aus Bildern.

Von
Lina Horn.

„Ja, mein Herz, es ist der Spiegel,
Freund, worin du dich erblickt . . ."

Auf meinen Fahrten trage ich immer einen kleinen, schwarzen Kasten herum: eine simple Kamera, weder modern noch besonders lichtstark, aber immer bereit, das Bild aufzunehmen, das ich festhalten möchte. Gewiß, meine Aufnahmen gelingen niemals vollkommen; auf jeder bunten Ansichtskarte bei der Greislerin im Dorfladen, auf jeder Photographie, die man vor der Kirchenpforte zu kaufen bekommt, ist mehr zu sehen. Aber mit wessen Augen ist das Bild gesehen worden? Fremde Menschen haben einen fremden Apparat mechanisch in Bewegung gesetzt.

Meine Bilder sind klein, oft kaum erkennbar, wenn zufällig keine Sonne vorhanden war. . . Ein Haus . . . ein Baum . . . eine Bank am Wiesenhang . . . ein schiefer Kirchturm, doch werden sie herrlich aufblühen, wenn ich sie mir daheim beschaue. Farben werden erglänzen, von denen keiner etwas weiß — nur ich und du. Buttergelb wird unser Bauernhof wieder den grünen Hügel krönen — schneeweiß das Kloster wieder aus dem finstern Wald aufsteigen, endlos wird der blaue Himmel darüber ausgespannt sein.

Hand in Hand werden wir wieder durch das Bayrische Voralpenland wandern, während wir die Bildchen behutsam in das Album kleben — genau der Reihe des Erlebens nach. Wie damals, als der Juni zu Ende ging.

Da das erste Bild: eine frischgemähte Wiese, von liegenden Halmen noch bedeckt. Dahinter steht das Heu schon in bräunlichen Hochen. Wo sind die Blumen geblieben? Das zweite: am Straßenrand wuchert noch ungehindert die blaue Salbei. Rosenrote Seradella drängt sich dazwischen, ein paar weiße Wucherblumen, purpurrote Steinnelken wollen sich ihren Platz nicht streitig machen lassen. Morgen wird der Schnitter auch zu ihnen kommen. . . .

Ein schwarzer Punkt auf dem vierten Film: das war die gewaltige Maulwurfsgrille, die uns über den Weg kroch, fast fingerlang. Du nahmst sie vorsichtig in die Hand, weil ich sie photographieren wollte und warfst sie dann achtlos wieder weg. Arme, kleine Grille, vielleicht fand sie es märchenhaft schön in der warmen Menschenhand. . .

Ein neues Bildchen: die runden, weißen Wattewolken haben sich seewärts verzogen. Grau und blau verdunkelt schwimmen sie der fernen Alpenkette zu, die weiß herüberblinkt. Schwarzer Wald auf der kleinen Insel, der Kuckuck ruft darin. Kleine lichte Birken am Tannensaum, davor breitet sich Moorland aus. Die Sense hat die nasse Wiese verschont, wie ein mattgoldenes Band schlingt sie sich hügelan bis zum leuchtend gelben Rapsfeld.

Und nun, den Kopf ein wenig nur nach Westen gewendet: zwei Laubbäume stehen flaumfederzart vor dem farblosen Abendhimmel, der von innen heraus zu glühen scheint. Nichts weiter. Keine Wolke wagt, über die reine Fläche zu ziehen. Wie eine goldene Monstranz strahlt die eben gesunkene Sonne unsichtbar hinter dem Hügel in feuriger Glut. . .

Dann: ein Windhauch hat alles verlöscht. Ein letzter Strahl auf den Hauswänden des Dorfes. Gläsern der See. Schwarz das Schilf. Unbeweglich. Ein winziger Stern zwinkert am taghellen Himmel.

Und hier: wenige Minuten später. Eine blaudüstere Wolkenwand hat sich drohend erhoben. Aus Gold wird Grau, Asche. Ein verwischtes Bild. Ein paar undeutliche Gestalten, heimkehrende Bauern. Warum quaken die Frösche plötzlich so laut? Hörten sich die Unkenstimmen nicht wie wehmütige Bratschentöne an?

Ein neuer Tag: ein schön gerundetes Tor in der prallen Mittagssonne, dahinter der Schloßbauernhof weiß und gelb . . . uralte Kastanienbäume, beim Wirt: Tische, Stühle, ein gewürfeltes Tischtuch, ein Bierkrug. Die Menschen davor sind im tiefen Schatten nicht zu erkennen, nur ein weißes Bauernhemd gibt einen Lichtfleck . . .ein blühender Rosenstrauch im Pfarrgarten . . . ein halbverwitterter Grabstein mit barockem Zierrat . . . der Weg durch den Wald, wie ein endloser Tunnel, dahinter der Kirchturm vorm hellen Himmel wie ein Bild im Rahmen. . .

Gartenanlage eines irischen Landsitzes

Und nun das ganze Dorf vom Hügel aus. Zwischen wogenden Feldern liegt es treu geborgen in der Erdfalte, nadelspitz ragt der Turm der kleinen, weißen Kirche...

Ein schwarzes Bild: das war die Sonnwendnacht. Ein paar helle Flecke mögen der Funkenregen sein. Nichts ist darauf zu sehen von den jauchzenden Bauernburschen, die über den brennenden Holzstoß sprangen, nichts von den Klosterschülern, die sich bei den Händen hielten und singend im Kreise zogen. Nichts von dem alten Pater im flatternden Gewand, der mit dem kleinsten Buben ein paar Schrittchen tanzte. Mit hocherhobener Laterne geleitete er dann seine Schar sorgsam wieder ins Kloster zurück. Weiter erschallte das Singen aus der Ferne...

Nebelgrau ein Schloß mit romanischem Rundgang. Davor ein paar Menschen in Regenmäntel vermummt. Sie lachen alle. Muß wohl ein heiterer Tag gewesen sein.

Dann, scharf und deutlich, ein Männerkopf, mißmutig zur Seite gewendet. Die Gestalt vom Schlagschatten des Nußbaumes verdeckt. Auch bei schönster Sonne macht man düstere Momentaufnahmen.

Der Dorffriedhof... ein Marterl am Wege, ein Radfahrer war dort von einem Automobil überfahren worden... der Kopf einer sanft dreinschauenden, hellbraunen Kuh... ein Heuwagen, der wie eine zerzauste Wolke aussieht... eine Wolke, die wie ein glatter Schneeberg aufsteigt... flachsköpfige Bauernkinder... ein alter Fischer mit der wunderlichsten Knollennase und trotzdem ehrwürdigen Faltengesicht... ein verhutzeltes Weiblein im Kopftuch vor der Kirchentüre...

Bilder. Es gibt noch mehr davon, aber die klebt man nicht ins Album: man sieht sie nur, wenn man die Augen schließt... Die sind die schönsten.

Heim zur Mutter / Von Erik Bertelsen

San Francisco hat keinen Mangel an Unterhaltungsmitteln für einen Seemann, der nach einer langen Reise an Land kommt und die Tasche voll Geld hat. Aber Hermann Underby gab ungern viel aus. Er schlenderte nur in der Stadt umher und sah sich die strahlenden Geschäfte an. Es war ihm oft begegnet, daß er in wenigen Tagen große Summen gebraucht hatte, obgleich er kein leichtsinniger Mensch war. Aber er gab gern und sah gern frohe Menschen um sich herum.

Heute war er allein von Bord gegangen und hatte sich der Gesellschaft der Kameraden entzogen. Denn er wollte sparen. Er war nicht mehr ganz jung. Und diesmal hatte er unterwegs eine Art Schmerzen gehabt, die er auf Gicht zurückführte. Es hatte ihn daran gemahnt, daß auch er einmal der See Lebewohl sagen müsse, und dann würde es gut sein, nicht mittellos dazustehen.

Immerhin — ein Kinobillett konnte er sich leisten! Er blieb also an einem Kino stehen, wo Menschen in langer Reihe Schlange standen. „Heim zur Mutter" stand in großen Buchstaben angeschlagen. Das sei sicher wert, es sich anzusehen, dachte er, besonders, da es so großen Zulauf hatte. Und er wartete geduldig, bis die Reihe an ihm war.

Der Anfang des Films enttäuschte ihn. Es würde wieder auf die alte Geschichte vom verlorenen Sohn hinauskommen. Nur war eine kräftige Portion Sentimentalität hinzugekommen! Das war nicht recht etwas für ihn. Seitdem er eingesegnet worden war, hatte er sich selber erhalten müssen. Und er hatte regelmäßig pünktlich Geld an seine Mutter gesandt. In ihren Briefen stand, daß sie in ihm einen guten Sohn habe. Im Gegensatz zu seinem Bruder Axel, der jetzt eine Farm in Kanada besaß, aber niemals etwas entbehren konnte, außer einigen kleinen Weihnachtsgeschenken. Nein, Hermann hatte nichts zu bereuen, wenn er davon absah, zu bedauern, daß er nicht schon eher angefangen hatte zu sparen.

Der Film lief weiter. Es kamen einige Bilder aus einer kleinen Stadt. Er wurde aufmerksamer. Die Häuser waren klein und niedrig, Heckenrosen krochen bis zum Giebel hinauf. Einige Hühner scharrten im Rinnstein. Eine alte Frau fütterte sie mit Brotkrumen. Der Wind spielte mit ihrem dünnen Haar. Das bewegte ihn merkwürdig. Wie mochte seine Mutter jetzt aussehen? Es wäre eigentlich hübich, sie wiederzusehen und mit ihr zu sprechen, in ihrem Stübchen mit den geblümten Gardinen zu sitzen und über die See zu blicken, während Kaffeeduft aus der Küche herüberkam. Das war früher immer so schön gewesen! Und seine Mutter hatte immer Neuigkeiten zu erzählen. Und wie einsam sie sich fühlen mochte! Ob sie nicht schon lange darauf wartete, daß er einmal nach ihr sah? Ja — geschrieben hatte sie es — aber er hatte nie weiter darüber nachgedacht. Plötzlich verstand er sie besser.

Ehe er an diesem Abend an Bord ging, hatte er beschlossen, heimzukehren. Und am nächsten Morgen ging er zum Ersten Steuermann und bat darum, abgemustert zu werden. Sehr erstaunt meinte der Steuermann: „Das meinen Sie doch nicht im Ernst, Underby? Sie wissen doch, wie großen Wert ich auf Sie lege, als einen meiner Besten an Bord? Und Sie wissen wohl auch, wie schwer es ist, heutzutage etwas Neues zu finden?"

„Das schon", antwortete Underby, „aber nun bin ich durch fünf Jahre hindurch über den Stillen Ozean gefahren. Ich kenne jeden Hafen am Rande dieses Ozeans. In Japan bin ich schon oft gewesen und auf vielen der Südseeinseln. Nun habe ich Lust, mir die Welt wieder von der anderen Seite anzusehen."

Er bekam die Erlaubnis, zu reisen. Erst überlegte er, sich auf einem Schiff heimwärts anheuern zu lassen. Aber das würde zu lange Zeit dauern, bis er daheim ankam. Es war ihm plötzlich eilig damit geworden. Den Gedanken, seinen Bruder in Kanada zu besuchen, ließ er auch wieder fallen. Es war zwischen den beiden Brüdern ein großer Altersunterschied. Und sie hatten niemals gemeinsame Interessen gehabt. Es war also zweifelhaft, ob es ein großes Vergnügen sein würde, ihn aufzusuchen.

So reiste also Hermann Underby quer durch das Festland nach Newyork, wo er sich als Passagier mit einem großen Dampfer einschiffte. Die Reise über den Atlantik wurde ihm sehr langweilig. Er war es nicht gewohnt, sich auf einem Schiff aufzuhalten, ohne selber zu arbeiten. Früher hatte er die Touristen beneidet, wenn er sie ihr behagliches Leben an Bord führen sah. Nun entdeckte er, daß es auch seine Schattenseiten hatte, nichts zu tun.

Die Reise dauerte einen halben Tag länger, als berechnet war, weil es sehr neblig wurde. Die Verspätung machte ihn ungeduldig. Vergebens suchte er sich damit zu beruhigen, daß es nach soviel Jahren Abwesenheit nun auch nicht mehr auf einen Tag ankäme. Er wurde das Gefühl nicht los, daß es eile. Die Mutter war zwar immer gesund gewesen, aber sie konnte ja vezunglücken oder sonst aus einem Grund ihn herbeisehnen.

Es war gegen Abend, als der Dampfer im Hafen landete. Sowie er seine Sachen durch den Zoll hatte, nahm er ein Auto und fuhr hinaus in den alten Stadtteil, wo seine Mutter wohnte. Viele neue Häuser waren da draußen erbaut worden, sie hatten die Aussicht auf die See versperrt. Aber sein Vaterhaus lag unverändert da. Er sah keine andere Veränderung als neue weiße Gardinen an den Fenstern. Sogar die Blumen im Vorgarten schienen dieselben wie damals.

Er klingelte, und eine junge Frau sah hinaus. Das überraschte ihn nicht. Seine Mutter hatte in letzter Zeit vermietet. Er lüftete den Hut und fragte: „Ist wohl Frau Underby zu Hause?"

„Frau Underby? — Sie wohnt hier nicht mehr, sie ist abgereist."

„Abgereist?", sagte er verdutzt.

„Ja, ich glaube hinüber zu ihrem Sohn nach Kanada. Sie soll noch einen Sohn haben, der Seemann ist, und der hat ihr immer Geld gesandt, und das hat sie so lange gespart, bis sie davon die Ueberfahrt bezahlen konnte."

„Na ja, das ist ja möglich."

Die Frau sah ihn forschend an: „Gehören Sie zur Familie?"

„Nein — eigentlich nicht," log er.

Er fand, es ginge sie nichts an, wer er war. Das würde nur Klatscherei mit den Nachbarn geben. Er sagte kurz Lebewohl und ließ sich in ein Hotel fahren.

Gleich nachdem er ein Zimmer genommen hatte, ging er in die Stadt. Er suchte Ablenkung. Vor einem Kino standen die Menschen dicht an dicht. Ohne zu überlegen, stellte er sich in die Reihe der Wartenden, bis aufgemacht wurde. „Die Mysterien des Stillen Ozeans" stand in großen Buchstaben über dem Kino.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen.)

Wettbewerb der Reichsmusikkammer für junge unbekannte Solisten.

Der Führer des Fachverbandes B „Reichsmusikerschaft" Prof. Dr. h. c. Gustav Havemann, hat in Uebereinstimmung mit der Reichsmusikkammer die besondere Aufgabe übernommen, den Solisten-Nachwuchs auf allen Gebieten der Musik wirksam zu fördern. Junge, in der Oeffentlichkeit noch unbekannte Künstler, werden hiermit aufgefordert, an einem Wettbewerb teilzunehmen, dessen Zweck die Auswahl der Besten unter ihnen mit dem Ziel wirksamer Förderung durch die Reichsmusikkammer ist. Die Bewerber haben unter Beifügung eines ausführlichen Lebenslaufes und unter genauer Angabe ihres bisherigen künstlerischen Werdeganges ein schriftliches Gesuch bis spätestens zum 31. Juli bei der für ihren Bezirk zuständigen Landesmusikerschaft des Fachverbandes B „Reichsmusikerschaft" einzureichen, für Westfalen und Niederrhein an Erwin Gräwe, Essen, Weiglestr. 29.

Es kommen für den Wettbewerb nur deutschstämmige Künstler in Betracht. Für ihre Beurteilung ist lediglich ihre solistische Leistung ausschlaggebend. Diese wird festgestellt durch einen vom Führer des Fachverbandes B „Reichsmusikerschaft", Prof. Dr. Gustav Havemann, eingesetzten „Hauptausschuß für Leistungsprüfung" in Berlin. Vor diesem Prüfungsausschuß findet ein Probespiel statt. Die Einladung zum Probespiel erfolgt nach einer Vorprüfung durch den Leiter der zuständigen Landesmusikerschaft auf dessen Vorschlag durch persönliche Einladung. Reise-Entschädigung zum Probespiel kann nur im Falle nachgewiesener Bedürftigkeit gewährt werden. Das Probespiel findet Mitte August in Berlin statt.
Die Bedingungen zum Probespiel sind:

Für Pianisten: Vortrag eines Klavierkonzertes von Beethoven oder Brahms, Liszt, Chopin oder Tschaikowsky. Vortrag eines Solostückes von Johann Sebastian Bach und einer Sonate von Mozart, Schubert oder Beethoven. Vortrag eines Klavierstückes von einem zeitgenössischen Komponisten nach freier Wahl.

Für Geiger: Vortrag eines Violinkonzerts von Beethoven oder Brahms. Vortrag einer Solo-Sonate für Violine von Johann Sebastian Bach. Vortrag eines Violin-Stückes von einem zeitgenössischen Komponisten nach freier Wahl.

Für Violoncellisten: Vortrag eines Violincello-Konzertes von Haydn oder Schumann. Vortrag einer Solo-Sonate von Johann Sebastian Bach. Vortrag eines Stückes für Violoncello von einem zeitgenössischen Komponisten nach freier Wahl.

Für Kammermusikvereinigungen: Vortrag eines Quartetts von Schubert und eines der letzten Streichquartette von Beethoven.

Für Sänger: Vortrag eines Vokalstückes von Heinrich Schütz, Johann Sebastian Bach, Georg Friedrich Händel (Kantate oder Arie aus einer Passion — möglichst mit Koloratur —). Vortrag eines Liedes von Schubert, Brahms, Hugo Wolf oder einer Ballade von Löwe. Vortrag eines Gesangstückes von einem zeitgenössischen Komponisten nach freier Wahl.

Aus dem Kreis der Teilnehmer am Wettbewerb werden ausgewählt 2 Pianisten, 2 Geiger, 1 Violoncellist, 2 Sängerinnen, 2 Sänger und 1 Streichquartett.

Der Reichsverband für Konzertwesen (Fachverband C innerhalb der Reichsmusikkammer) übernimmt es, die größeren Städte und Konzertgesellschaften zu bitten, die ausgewählten Künstler für den kommenden Winter zu Gastspielen zu verpflichten. Jeder für würdig befundene junge Künstler soll mindestens einmal gegen ein Honorar von 200 RM auftreten. Auch der Rundfunk hat sich in den Dienst des Wettbewerbs gestellt. Der Reichssendeleiter hat zugesagt, jeden der ausgewählten jungen Künstler einmal zu einem Rundfunk-Gastspiel einzuladen, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Leistungen vor einem großen Hörerkreis unter Beweis zu stellen.

Die ausgewählten Künstler werden der Oeffentlichkeit in Berlin durch das Landesorchester Gau Berlin (Leitung Prof. Dr. Gustav Havemann) vorgestellt.

Deutschland von draußen gesehen. In der Schriftenreihe, herausgegeben von Hans Steinsdorff, Alfred Metzner-Verlag Berlin SW 61, ist das neue Heft Rom von Prof. Dr. Maximilian Claar, Neapel, erschienen. Preis 1,60 Mk.

Der Verfasser zeigt, wie das neue, national erwachte Deutsche Reich dem Lande und dem Volke erscheint, mit dem es durch zweitausendjährige Geschichte verbunden war. Die Darstellung wird mit rückhaltloser Aufrichtigkeit gegeben; sie ist gerade jetzt da die beiden Führer zusammen waren, sehr lesenswert. Die beiden Länder, das nationalsozialistische Deutschland und das faschistische Italien, sind nicht gleichgeschaltet, sie haben eher die Stellung zwei verbündeter Heere in einem Koalitionskrieg, die sich an der Schwelle einer neuen Zeit zu gemeinsamem Wirken für die Zukunft Europas zusammenfinden. Die tiefwurzelnden Verschiedenheiten zwischen dem deutschen und italienischen Volk bestehen fort. Das Heft legt dar, worin sie bestehen, wie weit sie gehen und sie am besten zum Wohle beider Länder überwunden werden können.

Die Sicherung

Von Lisbeth Dill

Eines Sonntags nachmittags, an dem die große Rede eines Vorgesetzten stattfinden sollte, hatte Anwalt Meurenberg seine Bekannten, die kein Radio besaßen, zum Tee eingeladen. Vierzig Personen. Seine große Wohnung gestattete ihm das. Er hatte zwar keine Bedienung am Sonntag, aber sein Referendar hatte versprochen, für alles zu sorgen, den Tee, die Brötchen, den Kuchen, die Zigaretten, und was dazu gehört, er würde auch die Gäste empfangen und bewirten, wenn der Herr Rechtsanwalt, wie es öfters vorkam, — denn dessen Leben spielte sich nur in Eilmärschen ab — zu spät zu seiner eigenen Gesellschaft kommen würde. Der junge, gewandte, immer hilfsbereite Herr hatte alles aufs Beste vorbereitet, die Gäste waren pünktlich erschienen, denn die Rede begann Punkt sechs.

Sie hatten gerade ihre Teetassen fortgestellt, und Platz genommen, es schlug eben halb sechs, in seinem Schlafzimmer stand der gerade eiligst heimgekehrte Gastgeber und kämpfte einen verzweifelten Kampf mit einem zu großen Kragenknopf und einem zu kleinen Knopfloch — als plötzlich das Licht ausging. Er stürzte an die Wand und drehte und drückte, aber das Licht blieb fort. Er rannte nach dem Flur, da war auch alles finster. In dem großen Studierzimmer, wo die Gäste versammelt waren, hörte er erregtes Stimmendurcheinander, Stühle wurden gerückt, und jemand riß eilig die Türe auf und knallte sie Meurenberg an den Kopf. „Was ist das denn mit dem Licht?" Vor ihm stand sein Referendar.

„Ich weiß auch nicht, Herr Doktor", sagte er ratlos. „Wir saßen alle ganz ruhig da, plötzlich ging es aus." Das Radio schwieg auch auf einmal, es war, als das Licht erlosch, verstummt.

„Suchen Sie Sicherungen", befahl der Vorgesetzte und rang mit seinem Knopfloch. Er war nur mit Hemd und Hose bekleidet und konnte so nicht vor seine Gäste treten. Zum Teufel — weshalb fand der sonst so findige junge Mann keine Sicherungen? Es waren keine da? Verflucht. Keine Sicherungen im Hause? Und heute war Sonntag — —

Oben wohnten zwei ältere Damen, die hatten natürlich nie so etwas im Haus, und unten, bei dem alten Herrn war alles dunkel. Was tun? Plötzlich kam dem Referendar ein Gedanken. „Einen Augenblick — ich bin sofort wieder da . . ."

Er schlich leise die Trepppen hinauf zu der Wohnung der älteren Damen. Vor der Tür hing ein Kästchen an der Wand. Er öffnete es vorsichtig, holte die Sicherung leise heraus, schlich damit wie ein Dieb hinunter, schraubte sie unten ein, und alles erstrahlte im hellen Licht, und im Radio hörte man eine Männerstimme laut und deutlich sagen: „Meine Herren und Damen . . ."

Aber was war denn das da oben für ein Spektakel? Man hörte ein Getrampel von vielen Füßen, Tische wurden gerückt, Stühle hin- und hergeschoben, erregte Stimmen klangen durch die Decke. Der Gastgeber und seine Gäste blickten, unwillig über diese Störung, gegen die Decke. Was war denn da oben los? „Sehen Sie mal nach", befahl der Anwalt seinem Referendar. Der begab sich, nicht ganz so eilig wie vorher, die Treppe hinauf. Droben stand eine ältere Dame, die die Hände im Finstern rang, die andere suchte in dem Kästchen nach etwas, was nicht da war. Hinter ihnen tauchte der ganze Bridgekreis auf, die Bridgekarten wie Fächer in den Händen haltend. Jede gab einen anderen Rat, der aber nichts half, denn es war Sonntag, und der Installateur würde sicher nicht zuhause sein. Wer kam einen Sonntag abends eine Sicherung einsetzen?

„Wir haben kein Licht," riefen die Damen ihm entgegen. Sie hatten einen Bridgekreis eingeladen, der zu wohltätigen Zwecken reihum spielte, und heute war die Reihe an ihnen, nun saßen sie da im Finstern, weil das Licht versagte. „Können Sie uns nicht helfen?"

Er machte, daß er schleunigst herunterkam. Aber er wartete hinter der Flurtüre, denn er hörte die Treppe knacken. Er sah die alte Dame vorsichtig herunterschleichen in den Unterstock, wo ein einzelner Herr wohnte, den der Referedar öfters in sein großes Auto hatte steigen sehen. Was braucht ein einzelner Herr am Sonntag nachmittag Licht? Der würde jetzt wahrscheinlich auf dem Kurfürstendamm spazieren gehen oder in einem lichterfüllten Café sitzen. Er hörte die Dame unten herumarbeiten und sah sie dann erfreut und listig mit ihrer Beute nach oben steigen. Sie verschwand . . . Kurz darauf wurden im zweiten Stockwerk alle Zimmer hell, und die Damen konnten weiter Bridge spielen . . .

„Alles in bester Ordnung", flüsterte der Referendar seinem Vorgesetzten zu. Aber kaum hatte er leise Platz genommen, als drunten im Unterstock ein fürchterlicher Spektakel erscholl. Jemand stieß Stühle in die Ecken, und eine grobe Stimme dröhnte, Türen wurden geworfen und knallten wie Pistolenschüsse. Die Gäste, gestört, wandten unwillig die Köpfe. Was war denn nur heute los? Auch Meurenberg schaute sich unwillig nach seinem Referendar um. „Ist denn heute der Teufel los? Sehen Sie doch mal bitte nach, was der da unten hat."

„Das ist ja eine Rücksichtslosigkeit" murrten die Damen.

Der Referendar schlich die Treppen hinunter. Aber er kam nicht weit. Am Treppenabsatz packte ihn eine derbe Hand am Jackett und schüttelte ihn hin und her. „Bei mir ist das Licht aus. Ich hab' deutlich gehört, wie jemand an meiner Tür an meinen Sicherungen herumgearbeitet hat! Aber als ich hinkam, war er schon fort. Sie waren es! Sie!!"

„Bitte, lassen Sie meine Knöpfe los", bat der Referendar. „Ich bin es nicht gewesen . . . Ich schwöre Ihnen!"

„Ich will nicht geschworen haben, ich will Licht haben!" dröhnte der Baß des zornigen Herrn. Er war nicht auf dem Kurfürstendamm gewesen, er hatte in keinem lichterfüllten Café gesessen, er hatte nur geschlafen und hatte gerade Licht gemacht, um auf die Uhr zu sehen, als es ausging. Er mußte eine wichtige Arbeit vollenden, mußte noch heute verreisen und hätte morgen eine wichtige Sitzung, schrie er . . .

Endlich gelang es dem Referendar zu entweichen, „Ich werde für Licht sorgen!" rief er.

„Ja, aber so schnell wie möglich!" schrie ihm der Alte nach . . . „Sonst hole ich die Polizei, wenn bei mir nicht sofort wieder Licht brennt!" Er schlug mit dem dicken Stock auf das Treppengeländer.

In langen Sprüngen setzte der Referendar die Treppen hinauf, zur Wohnung der älteren Damen, und leise und vorsichtig wie vorher, schraubte er die Sicherung aus dem Kästchen. Die Damen machten gerade eine Kaffeepause und überhörten das Knacken im Flur. Gleich darauf brannte unten wieder das Licht. „Danke", krummte der Herr. „Ich erwarte nämlich Besuch, den kann ich ohne Licht nicht empfangen." Und er schlug die Türe zu, daß es krachte . . . .

Sein Vorgesetzter empfing den Referendar sehr aufgebracht im Hausflur. „Was ist denn heute nur los? Bald wird oben spektakelt, bald unten, die Gäste beklagen sich schon . . . Hören Sie nur mal!" Er wies gegen die Decke. „Tanzen denn die dort oben?"

Ach nein, die armen Damen tanzten nicht, sie hatten im Dunkeln die Bridgetische umgeworfen und ihren Tee vergossen und rumorten nun hilflos im Dunkeln, bis sich die Hauswirtin erinnerte, daß sie ein Paket Kerzen für derartige Fälle in der Speisekammer liegen hatte. Dann setzten sie die Kerzen auf die Tische und spielten weiter bei Kerzenbeleuchtung Bridge.

Als der Referendar endlich drinnen Platz nahm, war die Rede im Radio zu Ende.

Von der übrigen Rede hatte er leider nichts gehört . .

Großzügige Mütterverschickung nach Bad Lippspringe.

Einzigartige Erholungsmöglichkeiten. — 45 Mütter jeden Monat in Lippspringe.

-pwn- Bad Lippspringe ist 140 m hoch am Fuße des Teutoburger Waldes gelegen und verdankt seinen Weltruf als Kurort für alle Erkrankungen der Atmungsorgane seinen vorzüglichen klimatischen Verhältnissen und seinen Heilquellen. Das Klima ist sowohl für Erkrankungen der Atmungsorgane als auch für Erholungsbedürftige als einzigartig zu bezeichnen. Der nahegelegene Teutoburger Wald mit seinen ausgedehnten herrlichen Forsten im Nordosten und Osten und der im Norden direkt an den Ort grenzende 800 Morgen große städtische Fichtenwald (mit 20 Klm. Spazierwegen) hindern den Zutritt der scharfen Nord- und Ostwinde. Daneben übt die eigentümliche Bodenbeschaffenheit der an den Fichtenwald grenzenden meilenweiten Senne einen stark ausgleichenden Einfluß auf die Temperaturschwankungen aus, der unterstützt wird durch einen dem Klima entsprechenden Feuchtigkeitsgehalt der Luft, bedingt durch die weiten Sand- und Heideflächen der Senne, den Quellenreichtum des Bodens und die anstoßenden großen Waldungen. Der erst in den letzten Jahren erforschte und jetzt wohl allgemein anerkannte günstige Einfluß der Kalk- und Kieselsäure-Therapie auf fast alle Erkrankungen der Atmungsorgane, sowie auch auf Erholungsbedürftige nach schwerer Krankheit und sonstige körperlich Heruntergekommene hat auch dem Heilwert der Lippspringer Kalk- und Kieselsäurequellen die wissenschaftliche Anerkennung gebracht. Außerdem steht ein modern eingerichtetes Inhalatorium und in jeder Weise mustergültige Badeeinrichtung zur Verfügung.

Aus vorstehendem ergibt sich nun, daß Bad Lippspringe in Frage kommt für alle Erkrankungen der Atmungsorgane, wie Bronchialkatarrh, Asthma, Lungenerweiterung, Reste von Rippenfellentzündung, sowie beginnende, nicht infektiöse Erkrankungen der Lunge. Für die schweren Lungenerkrankungen sind eine Anzahl Inhalatorien und staatlich konzessionierte Anstalten vorhanden, die auf das modernste auch in Hinsicht der chirurgischen Behandlung der Lungenkrankheiten eingerichtet sind und in jeder Weise den Ansprüchen der neuzeitlichen Hygiene entsprechen. Für die nicht infektiösen Kranken stehen gut eingerichtete Privatpensionen zur Verfügung. Die infektiösen Kranken werden streng von den anderen Kranken getrennt, so daß eine Ansteckungsgefahr in keiner Weise gegeben ist. Für Erholungsbedürftige usw. ist das einzigartige Klima, die herrlichen Spaziergänge und Liegehallen im städtischen Fichtenwald wie geschaffen. Irgendeine Ansteckungsgefahr besteht in Bad Lippspringe nicht, da die infektiösen Kranken scharf von allen anderen Kurgästen getrennt sind. Es ist unmöglich, daß Kranke und Gesunde dort mit einander in Berührung kommen.

Die außerordentlich günstigen Erholungsmöglichkeiten haben die Gauamtsleitung der NSV., Gau Westfalen-Nord, bewogen, in Lippspringe das Erholungsheim „Westfalia“ zu mieten und allmonatlich 45 Mütter in dieses Heim zu schicken. Das einzigartige Klima und die gesunde Lebensweise der Mütter, die hier in herrlicher Landschaft von allen Sorgen und Nöten des Alltags entrückt sind, werden bewirken, daß alle Mütter gesund und frisch, gekräftigt und gestählt für den neuen Kampf ums Dasein in ihre Heimat zurückkehren werden.

Arbeit am deutschen Boden ist Ehrendienst.

Es ist eine alte und unverrückbare nationalsozialistische Grundforderung, daß die Arbeit am deutschen Boden ein Ehrendienst ist, wie das Waffenhandwerk seit langem als ein Ehrendienst für das Vaterland gilt. Sträflinge hierfür anzusetzen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Vielmehr muß die beste deutsche Jugend ihre eigene Zukunft aus dem Boden herausarbeiten, als sichtbare Tat für alle Zeiten, daß junge Deutsche in schwerster Not freiwillig und um der Ehre willen lebensspendenden Raum für ihr Volk schufen. Der Arbeitsdienst als Vollstrecker dieser Aufgaben hat jedoch nur dann Sinn, wenn er zugleich Vorstufe zur allgemeinen gleichen Arbeitsdienstpflicht ist, durch die erst derjenige Teil unserer Jugend erfaßt wird, der eine Erziehungsarbeit am nötigsten hat. Das ist der tiefe Sinn der Worte des Reichsarbeitsführers, Staatssekretär Hierl, die als ausführliches Interview neben anderen interessanten Aufsätzen in Nr. 24 der Zeitschrift „Deutscher Arbeitsdienst“, dem amtlichen Organ der Reichsleitung des Arbeitsdienstes, Berlin SW. 11, Dessauer Straße 38, veröffentlicht sind und gleichzeitig eine Stellungnahme gegen die kürzlich in der gesamten Presse veröffentlichten Meldungen über großzügige Kultivierungen von Mooren und Oedländereien durch Strafgefangene darstellen.

*

× **Münster**, 23. Juni. **Ueberführung der toten münsterischen Flieger.** Wie wir erfahren, erfolgt am heutigen Samstag die Ueberführung der beim Deutschlandflug auf so tragische Weise ums Leben gekommenen Flieger von Stettin nach Münster. Die Leichen werden in der Flugzeughalle aufgebahrt, wo Kameraden des Fliegersturms die Ehrenwache halten. Am Montag wird im Anschluß an die Trauerfeier die Leiche des Flugzeugführers Vollbracht in seine Heimatstadt Dortmund übergeführt. Am Nachmittag findet dann die Beerdigung des Flugzeugführers Koch statt unter Beteiligung seiner Fliegerkameraden und der SA.

△ **Münster**, 23. Juni. **Volkswirt Wiltz gestorben.** Der frühere Beamte der Handwerkskammer, Volkswirt und Hauptmann a. D. Wiltz, der weiten Kreisen der Handwerker durch die Erteilung der Meisterkurse der Handwerkskammer bekannt geworden ist und im vorigen Jahre in den Ruhestand trat, ist vorgestern nach schwerer Krankheit gestorben.

△ **Münster**, 23. Juni. **Zum außerordentlichen Professor ernannt.** Der Oberarzt an der Universitäts-Hautklinik, Privatdozent Dr. P. W. Schmidt, wurde vom Minister für Wissenschaft usw. zum außerordentlichen Professor in der Medizinischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität ernannt. P. W. Schmidt wurde am 13. Januar 1896 in der münsterländischen Stadt Dülmen geboren, legte 1922 sein Staatsexamen ab und studierte vornehmlich bei Prof. Rost in Freiburg und kam 1925 mit Professor Stühmer von Freiburg nach Münster. Im Jahre 1926 zum Oberarzt der hiesigen Hautklinik befördert, habilitierte er sich 1929 als Privatdozent. Sein hauptsächlichstes Interessengebiet sind Pilzerkrankungen der Haut und Ursachen des Becker-Ekzems.

△ **Münster**, 23. Juni. **Gründung eines Universitätsinstituts für Steuerrecht.** Das mit Beginn dieses Semesters ins Leben getretene Universitätsinstitut für Steuerrecht ist am Donnerstag abend zum ersten Male an die Oeffentlichkeit getreten. Der Leiter des Instituts, Prof. Dr. Othmar Bühler, legte in grundlegenden Darlegungen die Ziele und Aufgaben des Instituts dar. Dann sprach Regierungsrat Dr. Hofstetter über den heutigen Stand der Buch- und Betriebsführung.

× **Münster**, 23. Juni. **Große Kundgebung für den deutschen Schwimmsport.** Im Rahmen der Reichsschwimmwoche wurde auf dem Aasee eine schwimmsportliche Demonstration vorgeführt, die in ihren Ausmaßen alle anderen derartigen Veranstaltungen in den Schatten stellte. Tausende säumten die Ufer des Aasees, um Zeuge der reichhaltigen und interessanten Vorführungen zu sein, die eine gewaltige Werbekraft ausgeübt haben dürften.

⊙ **Coesfeld**, 23. Juni. **Oberstudiendirektor von seinem Dienste beurlaubt.** Wie wir erfahren, wurde der Leiter des staatlichen Gymnasiums in Coesfeld, Oberstudiendirektor Dr. Ernst, aus allgemeinen Gründen von seinem Dienst als Oberstudiendirektor des Coesfelder Gymnasiums beurlaubt und unter Beibehaltung seines Titels in seine frühere Eigenschaft als Studienrat zurückversetzt. Mit der einstweiligen Vertretung des Direktors wurde Oberstudienrat Dr. von Hammel beauftragt.

‡ **Vreden**, 23. Juni. **Brand durch Fahrlässigkeit verursacht?** In der Gemeinde Ammeloe brannte, wie wir mitteilten, das Bauernhaus des Pächters Heufekes nebst der benachbarten Scheune vollständig nieder. Acht Kühe, sieben Sauen und ein Eber verbrannten mit den landwirtschaftlichen Maschinen und den Gebäulichkeiten. Der Schaden wird auf 20 000 Rm. angegeben. Die polizeiliche Untersuchung hat ergeben, daß der Brand höchstwahrscheinlich auf Fahrlässigkeit des Pächters zurückzuführen ist. Denn dieser mußte zugeben, daß er eine Mutzpfeife ohne Deckel in unmittelbarer Nähe der Erntevorräte geraucht hatte, wodurch wahrscheinlich der Brand entstanden ist.

)(**Dülmen**, 23. Juni. **Wechsel in der Schulleitung.** Studienrat Dr. Vornefeld ist mit sofortiger Wirkung nach § 5 des Beamtengesetzes im Interesse des Dienstes von der Leitung des Gymnasiums beurlaubt. Mit seiner Vertretung ist Studienrat Dr. Klostermann beauftragt.

⧉ **Raesfeld**, 23. Juni. **Großfeuer.** In der heutigen Nacht brach gegen 1 Uhr ein Brand aus, der das Hauptgebäude des Hotels Tiegler bis auf die Umfassungsmauern niederlegte.

⁂ **Neubeckum**, 23. Juni. **Wegen vorsätzlicher Brandstiftung verhaftet.** Unter dem Verdacht der vorsätzlichen Brandstiftung wurden am Freitag zwei Bewohner, eine Frau und ein Mann, verhaftet und nach Münster in das Amtsgerichtsgefängnis überführt.

‡ **Ahaus**, 23. Juni. **Tödlicher Sturz einer Magd vom Hausboden.** Am Donnerstag abend fand man in dem Schweinestall des Bauern Große V. in der Bauerschaft Ahle die Leiche der 38jährigen Dienstmagd Katharina G. Das Gesicht und ein Teil des Halses waren von den Schweinen aufgefressen, und auch ein Ohr fehlte an der Leiche. Die sofort herbeigerufene Mordkommission des Polizeipräsidiums Recklinghausen stellte gemeinsam mit der Ortspolizei fest, daß ein Verbrechen ausgeschlossen erscheint. Wahrscheinlich ist die Magd auf den Boden der Tenne gestiegen, um Stroh zu holen, dabei durch die morschen Bretter des Bodenbelags gefallen und 3 Meter tief in den Schweinestall gestürzt. Ob der Tod durch Schädelbruch oder durch die Tiere herbeigeführt worden ist, da am Halse auch die Schlagader durchgefressen war, läßt sich noch nicht feststellen. Eines der Schweine, an dessen Rüssel noch Menschenblut klebte, wurde von der Mordkommission sofort erschossen.

)(**Recklinghausen**, 23. Juni. **Studiendirektor Dr. Hülsen beurlaubt.** Am hiesigen Gymnasium Petrinum wurde der bisherige Leiter des Gymnasiums, Studiendirektor Dr. Hülsen, aus allgemeinen Gründen von seinem Dienste beurlaubt. Er wird unter Beibehaltung seines Titels in die Stelle eines Studienrats zurückversetzt.

Münsterischer Marktbericht.

‡ **Münster**, 23. Juni.

Der Zuspruch auf dem Wochenendmarkt war gut. Man bezahlte für Landbutter 1,20 und 1,25, Molkereibutter 1,40 Mk., Landeiner 7½ und 8 Pfg. Auf dem Gemüsemarkt ergab sich folgende Preislage: Erbsen 20, Dicke Bohnen 8—10, Wurzeln 2 Bündchen 20, Fitzebohnen 20, Wachsbohnen 35, Kopfsalat 5 oder 3 Stück 10, Gurken 25, 30 und 35, Wirsing 15, Spinat 15, Rhabarber 8, Kohlrabi 10, blauer Kohlrabi 15—20, Stengelrüben 15, Zwiebeln 15, Johanniszwiebeln 1 Bündchen 10, Spargel 15 bis 40, Stachelbeeren 15—25, Erdbeeren 45 und 50, Johannisbeeren 15 und 20, Walbeeren 32 und Kirschen 20—30.

Aus dem Gerichtssaal:

Gehässige aber grundlose Anschuldigungen gegen Dr. Stieren.

‡ **Münster**, 22. Juni.

Gegen den verdienten Leiter der prähistorischen Abteilung vom Provinziallandesmuseum, den Universitätsdozenten Dr. Stieren, hatte eine üble Persönlichkeit, der Angeklagte Franz Br. aus Münster, der sich jetzt vor dem münsterischen Schöffengericht zu verantworten hatte, die unerhörtesten Anschuldigungen erhoben. Der vor Jahren wegen Diebstahls von zwei Kruzifixen aus dem münsterischen Dom und einer Nikolaifigur in Bad Kreuznach zu einem Jahr Gefängnis verurteilte und auch im übrigen wegen seines Lebenswandels übel beleumundete Angeklagte, war durch Dr. Stieren, der seine Geschicklichkeit in der nachahmenden Bildhauerkunst wohl zu schätzen wußte und Mitleid mit der pekuniär schlechten Lage des Angeklagten hatte, in der prähistorischen Abteilung des Museums mit der Wiederherstellung beschädigter Urnen beschäftigt worden. Wegen unerquicklicher, dem Angeklagten zu verdankender Verhältnisse mußte Dr. Stieren ihn aber nach einem Jahr entlassen. Nun hatte der Angeklagte mit der Herstellung nachgemachter altgermanischer Urnen, die in Verbindung mit einer privaten „Arbeitsgemeinschaft zur Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse“, an der auch Professor Andree beteiligt war, begonnen. Bereitwillig ließ Dr. Stieren an den Angeklagten zu Modellzwecken eine in Desteln bei Lübbecke gefundene altgermanische Urnenscherbe, die die Hakenkreuzrune trug, an den Angeklagten leihweise aushändigen, mußte dann aber aus wissenschaftlichen Gründen die Urnen, die der Angeklagte anfertigte, für Lehrzwecke ablehnen. Da der Angeklagte sich bei dem Verkauf seiner Urnen, die zum Preise von 18 bis 30 Mark das Stück abgesetzt wurden, immer wieder auf die prähistorische Wissenschaft berief, warnte Dr. Stieren auch amtliche Stellen vor einem Ankauf, weil der Angeklagte teilweise willkürliche Formen, für die keine Forschungsergebnisse vorlagen, an den Urnen angebracht hatte. Da schrieb nun der Angeklagte an ein preußisches Ministerium einen von übelsten Beschimpfungen gegen Dr. Stieren strotzenden Brief, in dem er behauptete, Dr. Stieren lasse den vorgeschichtlichen Funden im Museum die denkbar unsachlichste Behandlung angedeihen, habe sich über das Hakenkreuz an der Urnenscherbe mokiert und sei im übrigen von Juden in seine Stellung gebracht worden. Nach der Urnenscherbe mit dem Hakenkreuz habe man im Museum tagelang suchen müssen, so schlecht sei sie von Dr. Stieren verwahrt worden. Dr. Stieren habe dann auch versäumt, die Scherbe vom Angeklagten wieder einzufordern. Der Angeklagte behauptete, die Scherbe dem Ministerium mit Wertpaket übersandt zu haben, aber das Ministerium hat die Scherbe nie erhalten. Dr. Stieren aber hatte die Scherbe wiederholt von dem Angeklagten vergeblich angefordert. — Durch Vernehmung von Museumsdirektor Professor Geisberg, Dr. Zuhorn und anderer Zeugen stellte das Gericht fest, daß alle vom Angeklagten erhobenen Anschuldigungen haltlos sind und der Angeklagte, der übrigens bei den Ausgrabungen an den Externsteinen beschäftigt ist, die Beschuldigungen mit bodenlos undankbarer, abgefeimter Gehässigkeit betrieben hat. Wegen wissentlich falscher Anschuldigung wurde der Angeklagte zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Ein Einbrecherkönig vor Gericht.

‡ **Münster**, 23. Juni.

In letzter Minute, als der Angeklagte vor den Richtern stand, nahm er sich ein Herz und legte über die vielen Diebstähle, die ihm den Namen eines Einbrecherkönigs eingebracht hatten, ein Geständnis ab. Vorher aber hatte er durch Leugnen sein Schicksal zu erleichtern gehofft. Viel änderte Franz Ko. nicht mehr an dem Lauf der Dinge, die mit seiner Festnahme ihren Weg genommen hatten. Es lagen von vornherein schon Dinge fest, die ihn für lange Zeit hinter die schwedischen Gardinen bringen mußten. Z. B. waren viel Beutestücke seiner Raubzüge in seiner Behausung gefunden worden und selbst seine Mutter hatte er mit sich gerissen. Er hatte ihr gelegentlich schöne Sachen geschenkt, die er angeblich von seinem Verdienst als Bootshauswart erstand. Seine Mutter nahm arglos die Geschenke an, und nun stand sie mit ihrem Sohn zusammen vor dem Schöffengericht in Münster. Sie wurde jedoch von der Anklage der Hehlerei freigesprochen.

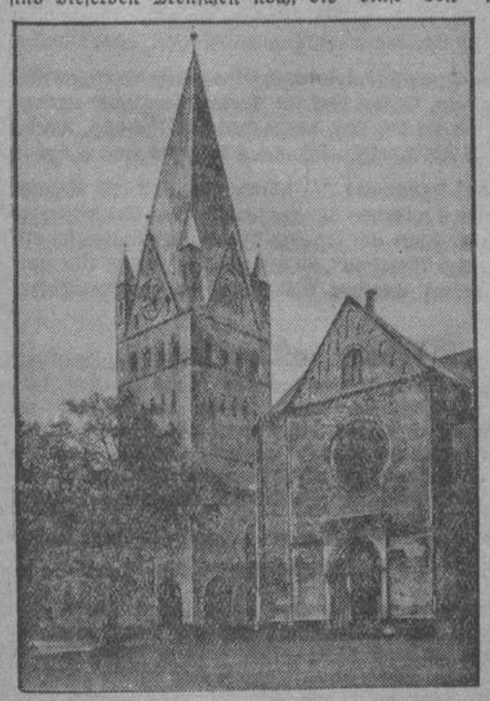
Der Dieb Ko. hatte genug zu tun, daß er der Aufzählung seiner Straftaten in Münster folgen konnte. 13 Fälle waren schon in einem Sonderverfahren abgetan, nun handelte es sich um weitere 23 Fälle, die die Anklage aufzählte, und wer weiß, ob nicht noch weit mehr der gefürchteten Sonntagsnachmittagsbesuche auf das Konto Ko.'s zu setzen waren. Ko. war ein fixer, netter Junge, dem das Kombinieren und Denken und leider auch das Einbrechen nicht schwer wurde. Als Wart in Handorf kannte er bald alle wohlsituierten Münsteraner, die ihre Mußestunden an der Werse verbrachten. Ko. merkte sich die Gewohnheiten der Einzelnen, und wenn die Münsteraner sorglos an der Werse schwatzten, lachten, Kaffee tranken, Wasser traten oder ruderten, dann schwang er sich auf ein Rad und revidierte die Wohnungen der ihm inzwischen bekannten Familien und räuberte sie aus. Bei Prof. Dr. Ni. holte sich Ko. silberne Bestecke und 40 Mark in bar, beim Friseur Ja. Mousoncreme, beim Kaufmann K. Schreibzeug und Petschaft, beim Kaplan L. ein Fernglas und 7 Mark, beim Kaufmann He. eine Geldkassette mit Geld, Smoking und Lederhandschuhe, beim Friseur O. Parfüm und Seife, beim Bankangestellten Jo. Klepperboot, Kissen und Grammophon, bei Ho. Bowlengläser, und schließlich nahm er beim Kaufmann Ka. eine Uhr und 400 Mark, Photoapparate, Zahnbürsten, Decken usw. Alles das fand Ko. brauchbar.

Das Ende dieser Tour war die Entdeckung, und der Entdeckung durch die Polizei folgte eine peinliche Gerichtsverhandlung, an deren Schluß die hohe Strafe von drei Jahren und sechs Monaten Gefängnis stand.

Reise und Verkehr.

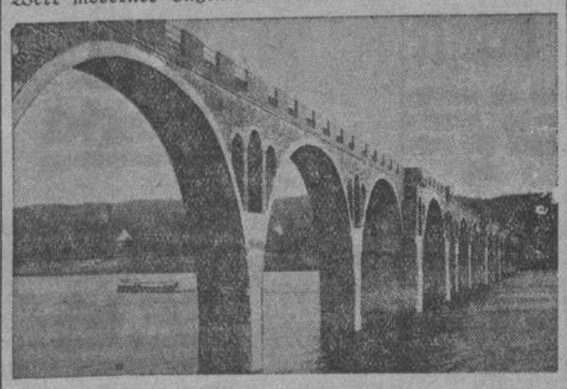
Die schöne Pforte ins Sauerland: Soest und der Möhnesee.

Die „ruhmreiche und ehrenhafte „Hansestadt Soest, die „Stadt der Engern“, inmitten der fruchtbarsten Ebene Westfalens, zeigt dir in ihren wundervollen kirchlichen und weltlichen Bauten, in mittelalterlicher Plastik und Malerei unvergängliche Zeugen eines glaubensstarken und selbstbewußten Bürgertums. Hier schaust du ungebrochene Kraft westfälischen Kulturwillens. Es sind dieselben Menschen noch, die einst den Pa-



trokliturm und die Wiesenkirche erbauten, dieselben ehrlichen und harten Westfalenschädel, die auf den Tafelbildern des Meisters Konrad von Soest unter dem Kreuz Christi als Henkersknechte liegen und auf dem „Westfälischen Abendmahl“ in „Maria zur Wiese“ mit dem Heiland Schinken, Schwarzbrot und Bier genießen, deren Nachfahren heute nach Jahrhunderten zur Dämmerstunde in den Bürgerbrauereien bei Topp oder Andernach sitzen. Und wenn du dann einen Gang machst über den kreisrunden Wall an Wehrtürmen und Bastionen vorbei und über dem Meer roter Dächer die Türme der sechs Kirchen in den verschiedenen Bauformen und in wechselvollen Bildern sich kaleidoskopartig um den mächtigen Wehrturm des Münsters St. Patrokli gruppieren, wenn zur Zeit der Baumblüte ein schlohweißer Kranz voll Duft und Farbenfreude zwischen Wall und der heute kleinen Stadt deine Sinne bezaubert, dann wirst du empfinden die Reize dieser schönen alten Stadt.

Zwei Stunden südlich von Soest beginnt die mitteldeutsche Gebirgslandschaft. Dort liegt zwischen Haar und Arnsberger Wald der größte und schönste See Westfalens, das vielbesuchte Seebad im Herzen der Provinz. Der 10 Kilometer lange Möhnesee, ein bewundernswertes Werk moderner Ingenieurkunst, mit den Viadukten, der



mächtigen Sperrmauer, dem Kraftwerk inmitten prächtiger Anlagen gewährt dem trunkenen Auge schöne neue Bilder. Wald und Wasser geben der Landschaft den Charakter. Wildenten und Wildgänse, silberglitzernde Möven und langbeinige Fischreiher bevölkern den Strand. Da siehst du schmucke Motor- und Paddelboote, Segelkähne und Ruderregatten die Wellen des Sees durchfurchen. In den drei Strandbädern herrscht in der heißen Jahreszeit den ganzen Tag über ein reges Leben. Der Arnsberger Wald lädt ein zu lohnenden Wanderungen. An warmen Sommerabenden sitzest du auf den Terrassen der Hotels und Wochenendhäuser wie an der Nord- und Ostsee. Und wenn du den Gegensatz zwischen der norddeutschen Tiefebene mit ihren wogenden Kornfeldern und der mitteldeutschen Gebirgslandschaft mit den dunklen Wäldern schauen willst, so besteige den Bismarckturm auf der Haar. Ein erhebender Blick über echte westfälische Heimat ruft dir des Heimatdichters Friedr. W. Webers Wort in Erinnerung: „Hier ist ein schönes Fleckchen Erde!“

Die Möhnetalsperre, Westfalens größter See,

lautet der Titel einer neuen Werbeschrift, die in vorzüglichen Bildern und eindringlichen Worten diesen wunderbaren Kurpark des Industriegebiets mit seinen technischen Sehenswürdigkeiten, seinen landschaftlichen Schönheiten und seinem sommerlichen Leben und Treiben schildert. Wer Wasser, Wald und Berge, Sport und Erholung sucht — sei es für einen Ausflugstag, eine Gesellschafts- oder Autoreise, sei es zum Wochenend oder für die Ferien — sollte sich diese Schrift verschaffen. Sie wird dem Möhnesee, dem Seebad im Herzen Westfalens, viele neue Freunde zuführen. Auskunft und Prospekt über den Möhnesee durch unsere Geschäftsstelle, alle Reisebüros und den Verkehrsverein Möhnesee (Belecke über Soest).

Wilhelmshavener Schlick.

Wilhelmshaven, die grüne Stadt am Meer, der Heimathafen unserer Reichsmarine, das vielbesuchte Nordseebad, hat eine weitere Bedeutung erlangt durch das Schlickbad am Jadebusen.

Italienischer Fango, russischer Limanschlamm, deutscher Schlick streiten um den Vorrang. Die wissenschaftliche Untersuchung der deutschen Zentralstelle für Balneologie hat darüber schon vor 3 Jahren entschieden. Die deutsche „Zeitschrift für wissenschaftliche Bäderkunde“ bestätigt, daß „der Schlick von Wilhelmshaven als ein Heilmittel erkannt ist, welches an Güte den italienischen Fango und den russischen Limanschlamm übertrifft.“

Für die leider sehr große Zahl der Rheuma- und Gichtkranken, ferner aller mit Ischias, Gelenkentzündung, Arthritis deformans, Frauenleiden, Neuralgien und Lähmungen Behafteten beansprucht diese wissenschaftliche Feststellung erhebliches Interesse. Die mit dem Wilhelmshavener Schlick erzielten Heilerfolge machen von sich reden. Und es ist doch recht bemerkenswert, daß die städtische Kuranstalt in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon 7 000 Bäder und Packungen verabreicht hat. Durchschnittlich kamen auf einen Kurgast nur 8 bis 9 Bäder — ein Zeichen für die außerordentlich schnelle und zuverlässige Wirkung der Schlickkuren. Da überdies der Dauererfolg der Kuren bei verhältnismäßig wenig Bädern deutlich hervortritt, erkennen auch die Krankenkassen mehr und mehr die Vorteile, die sich für sie aus den ärztlichen Schlickbad-Verordnungen ergeben. Der niedrige Preis der Bäder und der billige Aufenthalt in Wilhelmshaven ohne Kurtaxe im Sommer und im Winter ist besonders für Krankenkassenpatienten von großem Vorteil.

Die bedeutsamsten Heilerfolge waren bisher zu verzeichnen auch in schwierigsten Fällen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Arthritis deformans, Neuralgien und entzündlichen Unterleibskrankheiten der Frauen. Auch sind Gliedmaßen gegen Steifwerden nach Verletzung und operativen Eingriffen erfolgreich behandelt worden, ebenso Lähmungserscheinungen. Wegen der sehr starken Wirkung werden die Bäder nur auf ärztliche Verordnung verabreicht. Die Bäder sollen, da sie die meisten Patienten sehr anstrengen und hinterher im Ruheraum starkes Schwitzen hervorrufen, nur einen Tag um den anderen gebraucht werden.

Ist der Schlick auch kein Allheil-Mittel, so verbürgt seine Anwendung nach den bisherigen Erfahrungen bei den vorstehend angeführten Krankheiten aber in 80 von 100 Fällen Erfolg. In den meisten Fällen war Dauererfolg zu verzeichnen, auffälligerweise selbst bei Arthritis deformans, einer Krankheit, deren Bekämpfung besonders schwierig ist. In letzter Zeit sind noch nennenswerte Erfahrungen gemacht worden bei Behandlung von Muskelschwund, von traumatischen Gelenkversteifungen nach Brüchen und inneren Blutergüssen, ferner bei Behandlung der geschlossenen Tuberkulose, der Gelenke und Extremitäten, der Hämorrhoiden und Hautkrankheiten. Bei Frauenleiden konnten durch Schlickbehandlung vielfach operative Eingriffe vermieden werden. Auch gegen allerlei Alterserscheinungen hat sich der wohltätige Einfluß der Schlickkuren deutlich gezeigt.

Gute Heilerfolge auf den ostfriesischen Nordseeinseln.

Im Jahresbericht des Seehospiz „Kaiserin Friedrich“ auf Norderney befindet sich ein interessanter ärztlicher Bericht des leitenden Arztes Dr. Schlichthorst. In diesem Hospiz sind in den letzten zehn Jahren 17 180 Kinder betreut. Von diesen Kindern konnten 59,35 Prozent mit recht guten, 35,92 Prozent mit gutem Erfolg entlassen werden. Erfreulicherweise blieb nur ein außerordentlich kleiner Prozentsatz, nämlich 4,75 Prozent, unbeeinflußt. Hieraus ergibt sich, welche Bedeutung die ostfriesischen Nordseeinseln für die Kräftigung und Erhaltung der deutschen Jugend und insbesondere für die Kinderheilfürsorge haben.

Wo verbringe ich meine Ferien?

Die Auswahl Ihrer Sommerfrische macht Ihnen keine Schwierigkeiten, wenn Sie sich der vom **Landesverkehrsverband Westfalen e. V., Sitz Dortmund,** herausgegebenen Führer bedienen.

Sauerland — Führer für Ferien, Urlaub und Erholung im Sauerland, Siegerland und Wittgensteinerland

Münsterland — Reise- u. Gaststättenführer durch das Münsterland

Teutoburger Wald — Führer durch die Sommerfrischen und Bäder des Teutoburg. Waldes, Wiehengebirges, Lippischen und Ravensberger Berglandes u. Eggegebirges

Zu beziehen durch alle Verkehrs- und Reisebüros

Das Jahresseelenamt für meinen lieben Mann findet statt am Dienstag, den 26. Juni, morgens 8 Uhr, in der Alten Pfarrkirche zu Warendorf, wozu freundlichst einladet
3546] **Frau Jos. Günnewig** geb. Schulte

Münster i. W.
Pferde- u. Schweinemarkt
Donnerstag, d. 28. Juni 1934
Sendmarkt
Westf. Zuchtviehmarkt.

Zuchtvieh-Versteigerung
in Münster in Westfalen
(Halle Münsterland)
Donnerstag, den 5. Juli 1934, vormittags 11 Uhr.
Zur Versteigerung gelangen
70 Bullen und
70 Zucht- u. Gebrauchsrinder des **rotbunten** Tieflandschlages. (3536
Weitere Auskünfte und Verzeichnisse durch die Geschäftsstelle d. **Westf. Rinderstammbuch der Rotbuntzüchter, Münster i. W.,** Engelstraße 28 I. Fernruf 24101.

PAUSCHALKUREN
WOCHENEND
BAD BENTHEIM
RHEUMA · NEURALGIEN · ISCHIAS
Kurzeit: Mai-September
Zimmer mit Pension von 4,50 RM ab
Fürst zu Benth. Badeverwaltung

Langeoog
die Insel der Nordsee-Naturschönheit
Sehr billige Preise

Nordseebad Borkum
Kurkonzerte - Sport und Unterhaltung
Prospekte u. Wohnungsanzeiger durch die Kurverwaltung und Reisebüros.

SONDERFAHRT DEUTSCHER KATHOLIKEN NACH AMERIKA
über
LONDON u. PARIS
Ausfahrt „BRITANNIC" (27000 T)
Rückfahrt „MAJESTIC" (56621 T)
Abfahrt von Berlin **12. Juli**
zurück in Berlin **5. August**
25 Tage / Gesamtpreis RM. **550.-**
Hotel, Verpflegung, Rundfahrten u. Sonderführung
Auskunft u. Prospekte durch die Vertretung der
WHITE STAR LINE
Hermann Lindemann, Köln, Domkloster 2
Tel. 227873. **Verkehrsverein Münster e. V.**
Münster i. W., Prinzipalmarkt 8. [3306

... eine fixe Idee -
kann und wird es niemand nennen, wenn Sie **Angst** vor **Ihrem** Möbelkauf haben !!! ... Aber man kann es nur als klug und zumindest sehr **vorsichtig** bezeichnen — wenn Sie vor Ihrem **endgültigen** Möbelkauf zuerst mal zu **Rincklake** kommen, bevor Sie nach auswärts fahren.
Denn Rincklake zeigt Ihnen Qualitätsmöbel, wie Sie sie **besser, schöner, preiswerter** garnicht denken können. [3549
Münster i. Westf. Bernard Rincklake **Rothenburg 14/16.**
Inh. Gregor van Endert
Möbel — Teppiche — Dekorationen

Taschenuhr m. geprüft., 33stünd. deutsch. Ankerwerk. Garantieschein f. 1 Jahr.
Nr. 3 Herrentaschenuhr, vernickelt ..... M. 2,10
Nr. 4 versilbert mit Goldrand, Scharn. u. Ovalbdg. M. 2,90
Nr. 5 dieselbe mit besser. Werk, kleine flache Form. M. 3,70
Nr. 6 Sprungdeckeluhr, 3 Deckel, vergoldet. M. 5,40
Nr. 7 Damenuhr, stark versilb., 2 Goldr. ..... M. 3,00
Nr. 8 Armbanduhr m. Lederriemen .. .. M. 2,70

Nickelkette M. 0,25, Doppelkette, vergold., M. 0,80, Kapsel M. 0,20, Wecker, gut. Messingwerk, M. 1,85. Versand gegen Nachnahme. — Katalog gratis. — Jahresumsatz über 15000 Uhren.
Uhrenhaus Fritz Heinecke.
Braunschweig 194 Am Schwarzen Berg.

Strandhotel Viktoria. Bestempl. Haus. Ruhige Lage. Seeblick. [3309

Kurhaus Kaiserhof u. Köhlers Strandhotel, 1. Haus, dir. a. Str. Jegl. Komf. Pens. v. 6,50 RM an.

Nordsee-Hotel führendes Haus, direkt am Meer. Volle Pens. v. 6,50 an. fl. k. u. w. Wasser. Prospekt in d. Geschäftsst. d. Ztg. und direkt. [3310

Kurhotel Irene Prosp. [3311

Stricker-Fahrräder

direkt an Private Spezial-Rad mit Freilauf-Rücktr.-Bremse RM 32,- Chrom-Katalog kostenlos. Tägl. Dankschreiben.
E. & P. Stricker Fahrradfabrik **Brackwede-Bielefeld 131**

Angebote

Für mittl. Landwirtschaft jünger. kath. [3568

Mädchen bei Fam.-Anschl. **gesucht.** Lohn nach Uebereinkunft. Angeb. erbet. unt. Nr. 66 a. Emsländ. Tagesztg. in Lingen

Für meine Gast- u. Landwirtschaft suche zum 1. oder 15. Juli dr. kath.
Mädchen
welches alle vorkommend. Arbeit. mit verricht. muß, auch Bedienen der Gäste. Vert. Vorstellg. Bedingung.
Gasthof Thier. Wolbeck i. W., Tel. 4. [3567

Für kl. besseren Privathaushalt (alt. Ehepaar) ein kath., durchaus br.
Alleinmädchen zum 15. Juli gesucht. Gute Zeugn. erforderl. [3551
Frau A. Overdiek, Münster. Göbenstraße 15.

Tüchtiges kath.
Dienstmädchen vom Lande, zum 1. Juli gesucht.
Frau R. Hüsken, Restauration Lindenhof, **Essen-West,** Windmühlenstraße 50. [3561

Suche zum bald. Eintritt gesunde, strebsame 3560
Lehrköchin
z. gründl. Erlern. des Haushalts.
Off. m. Lebenslauf an 3560
Gräfin A. Merveldt, Haus Göttendorf b. Rinkerode, Bez. Münster

Lehrmädchen kath., aus gutem Hause, nicht unter 15 J., m. guten Schulzeugnissen, für Lebensmittelgesch. u. kl. Restaurant b. Fam.-Anschluß gesucht. Verpfleg. im Hause. Angeb. unt. Z 193 an die Allgemeine Zeitg., Coesfeld. [3570

Tücht., selbst.
Melker
für größ. Stall z. 1. 7. 34 bei hoh. Lohn gesucht.
Große Kleimann Borghorst i. W.

Gesucht
wird für eine Auto- u. Fahrrad-Reparaturwerkstatt ein tüchtiger [3565
Geselle
bei gutem Lohn u. Familien-Anschl.
Angeb. unt. PZ 798 an d. Emsländische Tageszeitung, Papenburg.

Mädchen
für Küchen- u. Hausarbeit zu **sofort** gesucht. [3554
Bahnhofs-Hotel. Emmerich.

Zum Vertrieb eines leicht mitzuführenden, vielseitig brauchbaren Artikels sofort geeignete [3540
Vertreter gesucht.
Offerten unt. K L 740 an Ala, Essen.

Jg. Friseuse perf. im Ondul., Wasserw., f. tor. od. 1. 7. gesucht. Kost u. Logis im Hause. Ang. mit Geh.-Anspr. erb. Daselbst junger
Friseurgehilfe gesucht, d. sich im Damenfach ausbilden kann. Kost u. Logis i. Hause. Off. unt. A B 119 an d. Anz.-Verw. der Zeno Münster

Tüchtige Leute gesucht
zum Vertrieb eines leichtverkäuflichen Haushaltungsartikels. Hoher Verdienst. (Hausierer und Händler bevorzugt.) Offert. unt. EK Dülmen i. W., Postfach 55 [3562

Adressenschr. sucht Verlag Vitalis, München 13

Gesuche

Evgl. Fräulein 33 J., im Hausb., Nähen u. Büroarbeiten., wegen Wiederverh. des Bruders, dem sie selbst. d. Haush. geführt, **neuen Wirkungskreis** Off. erb. unt. A B 120 an die Anz.-Verw. d. Zeno, Münster.

Haushälterin ältere Pers., sucht Dauerstellung. Da Vermög. vorhanden ist, kann Sicherheit gestellt werden. [3558
Off. unt. A B 121 an d. Anz.-Verw. d. Zeno, Münster.

Junger [3547
Schneidergeselle
sucht Stellung zur weiteren Ausbild., bei bescheid. Ansprüchen.
Off. unt. 1259 an das Bocholter Volksbl., Bocholt.

Büfettier — Zapfer
guter Bierpfleger, **sucht** bei bescheidenen Ansprüchen Dauerstellung. Nebenarbeit wird mitübernommen. Offerten unter 1257 an das Bocholter Volksblatt, Bocholt, erbeten. [3553

Heißmangel lohnen sich überall, auch in kl. Landorten, mit nachweisbar gut. Erfolg. — Hunderte Betriebe eingerichtet. Näheres
Johs. Isselburg, Ing., Wesel a. Rh.

Ameisen Fliegen
tötet radikal, Rodax-Fließband Kein Leim. Kein Zerstäuberpräparat, geruchlos wöchentlich einmal anzuwenden. Erhältlich in d. Drogerien
Velmerig, Hatern, Adler-Drog. Hoogen Westfalia-Drog. Hansen, Ahaus, Drogerien Dam, Gronau Jos. Bankamp Ahlen i. Coesfeld u. Gescher Bürmann, Ochtrup Bunne, Warendorf, Adler-Drog. Schade, Emsdetten, W. Protz Rheine.

Tadellos gepfl.
Citroën-Wagen
4sitzer, 56000 km gelaufen, sparsam im Verbrauch, aus Privathand preiswert zu verkaufen.
Johs. Seeger, Innendekorateur, **Borken,** Tel. 185.

Lieferwagen!
1 8 Opel.
2 To Ford-Lanachaff., Zwill.-Bez.,
2½ To. Magirus-Omnibus, 26sitzer, Tiefrahm., günstig zu verk. (Ratenz.) [3567
Auto-Börse, Dortmund, Friedrichstr. 35.

Kriecherschnecken
Kaufe **ohne Unterbrechung bis Ende Oktober große und mittlere** Schnecken. Bezahle die **allerhöchsten** Preise und immer **mehr als jede** Konkurrenz, **mag sie heißen wie sie will.** [3239
Jul. Morin, Postf. 34, Kehl (Baden).

Heiraten

Heirat. Einheirat vermitt. **Frau Gerlach-Hesse, Münster,** Mühlenstraße 5. Tägl., a. Sonntags, 8.-9 sprechen. Rückp. Auskunft 30 Pfg.

Für katholische
EHEanbahnung die größte erfolgreichste u. ält. Vereinigung:
Neuland-Bund 17 Herne i. W.
Kirchl. Billigung

Für katholische Kreise!
Heirat - Einheiraten!
Frl., 20 J., Vermög. 138000 Mk., monatl. Mietsüberschuß 400 Mk., Frl., 23 J., Vermög. 60000 Mk., Frl., 25 J., Haus i. Großstadt u. Barvermögen, Frl., 26 J., Haus, Grundbesitz u. monatl. Zuschuß, Landwirtst., Witwe, bietet Einheirat in 80 Mrg., Frl., 30 J., bar Mk. 11000, Frl., 33 J., 10000 Mk. bar u. späteres Vermög., Ww., 41 J., Landhaus, Land- u. Hausbesitz in Großstadt, Ww., 52 J., bietet Einh. in Manufakturgeschäft u. Wirtschaft. [3535

Großinstitut Fortuna
Zentrale Mülheim-Ruhr, Kettwigerstraße 35, Ruf 416 05. **Dortmund,** Westenhellweg 134. Duisburg, Elberfeld, Köln usw. Hunderte Partien. Sprechzeit auch Sonntags.

DARLEHEN
für Beamte, Angestellte u. freie Berufe
sowie
Geschäftskapital
für Gewerbetreibende werden in vorbildlicher Form nach dem neuzeitlichen Bavaria-Kredit-System unter günstigen Bedingungen gewährt. Die Bavaria, das führende Institut ihrer Art, ist zweifellos auch für Sie die vorteilhafteste Spar- und Kreditverbindung, die Ihr vollstes Vertrauen verdient. Bisher haben wir unseren Kunden fast 35 Mill.
1½ Millionen Mark
an Barkrediten in Posten von 300,- RM. aufwärts zur Verfügung gestellt. Wir erwarten Ihre unverbindliche Anfrage und beraten Sie kostenlos!
Bavaria Zwecksparges. mbH., Nürnberg-W.
G.-V. **August Bartram,** Münster i. W., Blumenstraße 1.

Gebrauchter Trecker
wenn auch reparaturbedürftig, **zu kaufen gesucht.** Anschriften mit Preis, Fabrikat, PS., Baujahr zu richten an **Conr. Schares, Bocholt,** Dingdener Straße 27. [3552

Darlehn
200—5000 Mk.
bei kl. Spar- u. Tilgungsrat. erhält. Sie d. die unt. Staatsaufs. stehende
„Citonia", Berlin W 9.
General-Agentur Dortmund, Weiserbleichstraße 61.
Geschäftsstelle Wanne-Eickel: 3leth Nr. 4. [3539
Geschäftsstelle Hagen: Wasserstraße 11.
Tüchtige Vertreter gesucht!

Anhänger
für Personenwagen, für Lastwagen
in jeder Größe und Preislage.
Wagenröer, Münster,
Bremer Straße 42 56.
Telephon 41765.

+ An alle Kranke! +
Behandle Beinleiden ohne Berufsstörung, Krampfadern, offene Beine (Krampfadergeschwüre), Venenentzündung, Beinekzeme, auch chronische innere und äußere Leiden
E. Wilking, Heilpraktiker,
Homöopathie, Naturheilkunde.
Gute Heilerfolge, viele Dankschreib.
Sprechstunden in **Münster,** Gartenstraße 11a, Dienstags u. Samstags von 10 bis 12 Uhr und 3 bis 5 Uhr, Sonntags von 10 bis 12 Uhr.

Kurbad und Erholungsheim Hücker-Moor
am Hückersee, Post Ahle, Kr. Herford, Telef. Amt Bünde 367. Bes. begl. Felke-Vertreter W. Küper. Moorbäder, mediz. Bäder, Bestrahlungen, Licht-, Luft- und Sonnenbäder, Diätküche. Ruder- und Angelsport. Neu und aufs modernste eingerichtet! Pension ab Mk. 4 —.

Starke Thermal-Naturkohlensäure-Solbäder 35° für Herz-, Nerven-, Rheuma-,
Frauenleiden.
Lähmungen.
Ruhige Lage.
Pauschalkuren 28 Tage — 15 Bäder — Mk. 200,—.
Bad Waldliesborn Badeschrift frei durch die Direktion.

SM Sanator. Dr. Möller, Dresden-Loschwitz
Schroth- und alle Naturheilkuren
Große Heilerfolge — Broschüre frei

KOCHEL am See
bayr. Hochland
Seehotel „Grauer Bär"
Einziges Hotel am See mit eig. Strandbad anschl. am Hause. Pens. v. 5,- Mk. an. Bad u. Schiffahrt für Pens.-Gäste Ermäßigung. Zentralheizung. Autoboxen. Das ganze Jahr geöffnet. Tel. 217. **Bes. Jos. Sebald.**

Staatliche Hochschule f. Musik / Weimar
Dir.: Professor Dr. Felix Oberborbeck
Erste Orchesterschule Deutschlands
Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst. Gesang, dramatischer Unterricht. Pädagogisches Seminar. Kirchenmusikalisches Institut. Meisterkl. für Klavier (Alfred Hoehn). 1. Oktober 1934: Institut für Schulmusik. Aufnahmen: September, Januar, April. Prosp. frei. Ausk. erteilt d. Sekretariat (Am Palais 4).

Helle Begeisterung
Farbenfrohe Stimmung
bringen die **Teppiche, Läufer, Gardinen, Dekorationen** vom [3056
Teppichhaus Jeggle
Münster i. W., Salzstraße 24.
Verkauf im Teppichsaal.
Ständig Fabrikposten unter Preis.

Drahtgeflechte Weidendrähte Stacheldrähte
alles feuerverzinkt
Billige Preise.
Sofort. Versand Preisliste kostenl.
Rösler & Lönne, Drahtwerk, Bochum.

Viel Geld sparen Sie

wenn Sie ihr Fahrrad bei uns kaufen. Wir liefern solche schon von **28.-** Mk. an. Katalog gratis u. franko.
Fr. Herfeld Söhne
Neuenrade Nr. 201

Welche Fabrik
liefert Kugellager und gezogene Wellen zu den niedrigsten Preisen? Angeb. unt. K 513 an die Kreisztg., Ahaus.

von jedermann umworben
sind schöne schlanke Frauen! Wenn Ihre Form verdorben ... auf Richter Frühstückstee vertrauen!

Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee beseitigt unschöne Fettpolster und macht schlank, jung und beweglich. — Nur echt in Originalpackungen, in Apotheken und Drogerien. Päk. Mk. 1.80 und 2.25
Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee

Autorisierte Vertretung
Fischer & Co., Münster
Adolf-Hitler-Straße 48.
Telephon 23644/45.

Die kaufkräftigsten Kreise im Münsterland erfassen Sie durch eine Insertion in der ZENO-Zeitung!

Vermischte Anzeigen

Preisw. zu verk. gutgeh. **Metzgerei, Speisewirtschaft** u. je ein **Zigarren-, Milch- u. Lebensmittelgeschäft.** Sämtl. Gesch. befinden sich in guter Verkehrslage.
E. Simon, Dortmund, Brückstraße 23/25.

Runkel- und Stecklübenpfl. gesunde Original Eckendorfer und Crieven., pro 1000 Stück Mk. 1,—, **Wirsing, Rotkappus, Weißkappus, Borree, Blumenkohl- und Kohlrabipflanz.** abzugeben. (3564
Kajüter. Gut Nevingdorf bei Münster. Fernruf 40800.

Gut erhaltenen
Blasebalg
für Schmiedefeuer hat abzugeben
Oberstadt & Co. G. m. b. H. Warendorf i. W.

Fachkräfte
aus den verschiedensten Berufen finden Sie durch eine
kleine Anzeige
in den **Zeno-Zeitungen.**
Schon für wenig Geld können Sie eine
Stellengesuch od. -angebot-Anzeige
erhalten.

Kirsch- Johannisbeer-Marmelade
bereiten Sie

Rezept
3 Pfd. entsteint gewogene dunkle süße Kirschen und 1 Pfd. Johannis- oder reife Stachelbeeren sehr gut zerkleinern und mit 4 Pfd. Zucker zum Kochen bringen. Hierauf 10 Minuten durchkochen, dann 1 Normalflasche Opekta zu 86 Pfg. hinzurühren und in Gläser füllen. — Ausführliche, illustrierte Rezepte für alle Früchte und Etiketten für Ihre Marmeladengläser liegen jeder Flasche bei.

Trocken-Opekta (Pulverform) wird gerne für kleine Mengen Marmelade, Gelee und für Tortenübergüsse verwendet. Päckchen für 3½ Pfd. Marmelade 45 Pfennig, für Torten-überguß 23 Pfennig. — Genaue Rezepte sind aufgedruckt.

Achtung! Rundfunk! Sie hören während der Einmachzeit über alle deutschen Sender jede Woche den interessanten Lehrvortrag aus der Opekta-Küche „10 Minuten für die fortschrittliche Hausfrau". — Rezeptdurchgabe! Die genauen Sendezeiten ersehen Sie aus den Rundfunk-Zeitungen.

Kann man weniger Zucker nehmen? Bei der Opekta-Kochmethode muß man auf jedes Pfund Frucht auch 1 Pfund Zucker nehmen. Trotz eindringlichster Warnung gibt es immer noch Hausfrauen, welche etwas Zucker „sparen" möchten. Aber das sollte man bei Opekta nicht tun, denn das Weglassen eines Pfündchens Zucker ist kein Gewinn, sondern ein erheblicher Verlust nicht nur an Marmelade sondern auch an Geld. Nach den Opekta-Rezepten erhält man mit einer Normalflasche Opekta zu 86 Pfennig

aus 4 Pfund Früchten + 4 Pfund Zucker etwa 8 Pfund Marmelade
dagegen aus 4 Pfund Früchten + 3 Pfund Zucker nur etwa 6 Pfund Marmelade

Der Verlust an fertiger Marmelade beträgt also nicht nur 1 Pfund, sondern sogar etwa 2 Pfund. Wie kommt das wohl? Ganz einfach! Wenn man nämlich 1 Pfund Zucker weniger nimmt, muß es ja natürlich auch 1 Pfund Marmelade weniger geben. Ferner muß man dann aber auch 5 bis 10 Minuten länger kochen, damit die Marmelade fest wird, wodurch gut und gerne noch ein weiteres halbes Pfund einkocht. Schließlich trocknet die „zuckersparende" Marmelade auch nachher noch besonders stark ein, selbst wenn die Gläser mit Pergament oder Glashaut verschlossen sind. Nach einigen Wochen sind dann im ganzen kaum noch 6 Pfund Marmelade, vielfach sogar noch weniger, übriggeblieben. Dort, wo man also glaubte, ein Pfund Zucker sparen zu können, hat man in Wirklichkeit zwei Pfund Marmelade weniger.

Nummer 25 Sonntag, den 24. Juni 1934

Wochenend
ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Die Torfstecher

Eine Geschichte aus dem Hohen Venn

Von Ludwig Mathar

Antône's Vater war Torfstecher. Er ist im Kriege gefallen. Die Witwe, c'mêre Lambertine, hat's schwer. Sieben unmündige Kinder, wie Orgelpfeifen eins nach dem andern. Drum muß Antône, der Älteste, mit dem Ohm, monongk Houbêrt, und den anderen Männern in den Torf. Zu den Rurquellen, ins Wallinische Venn.

Frühmorgens im Mai ziehen sie aus. Da wallen die Nebel noch um die Buchenhecken. Die Kälte schneidet durch Mark und Bein. Antône schlottert in seiner dünnen verschlissenen Jacke. Kein Mensch fragt was darnach. Dem Bengel muß man die Flausen vertreiben. Hat große Rosinen im Kopf. Wie der Vater. War auch so'n Luftikus. Immer hochgestochen. Und jetzt muß man seine hungrigen Mäuler stopfen. Verächtlich spuckt der vi'Houbêrt, der alte Torfstecher, den braunen Saft seines Kautabaks aus. Ein Handwerk lernen möchte der Bengel, beim Dorfschneider unterkriechen. Grimmig mustert der alte Hubert das schmächtige Kerlchen: Als ob Torfstechen kein Handwerk wär'! Und was für eins! Das älteste im Venn. Torf gräbt man im Venn, so lang man denken kann. Torf braucht man eher noch als Brot. Erfrieren müßte man im Winter, wenn der Schnee haushoch um die Schutzhecken sich türmt, wenn man keinen Torf in der Herdkiste hätte. Kohlen! der vi'Houbêrt spuckt noch gewaltiger aus, Dreck! erbärmlicher Dreck! Und dabei teuer wie Gold! Aber Torf! das raucht zwar anfangs ein wenig, da kneift man eben die Augen zu, bis es sich durchgebrannt hat. Dann aber, welche Glut! wie beim Teufel in der Hölle. Und Torf ist Geld, Geld! Und Geld ist Brot! Für sieben hungrige Mäuler! Vorwärts, Antône!

Mächtig schreitet der alte Hubert, der Meister der Torfstecher, durch den Nebel dahin; mit der Rechten schultert er den blinkenden Spaten, mit der Linken zwingt er den armen Antône an seine Seite.

Gemächlich, die klobige Gladbacher Pfeife paffend, folgen die Gesellen: Was rennt d e r denn so, nom-di-hü? Man versäuft ja noch im Venn! Überhaupt dies Torfstechen! Eine Hundearbeit ist das! Dies Stechen und Stechen in dem nassen, zähen Schlamm! Wenn man nicht müßte, man würfe dem Alten, der zäh ist wie Leder, dem keine Kälte, keine Hitze durchs Fell dringt, einfach den Spaten hin. Aber was will man machen? Die Arbeit und der Verdienst ist knapp. Da nimmt man, was man kriegt.

Der Junge, der Antône, kann einem leid tun. Umblasen könnte man d e n! Ein kluges Kerlchen, sagt der Herr Pastor, taugte schon zum Studieren. Doch daran ist ja nicht zu denken. Die Lambertine braucht einen, der so bald wie möglich Geld verdient. Sogar die Schneiderlehre dauert zu lang.

Das letzte Gehöft des Dorfes ist hinter ihnen im Morgennebel verschwunden. Das Gekläff des Hofhundes, des „Weißfußes", ist verhallt.

Nun gehts von der harten Straße ins Venn hinein, in das dampfende, wallende Nebelmeer, das einen nach dem andern der Männer verschlingt.

Wie ein Christophorus watet der vi'Houbêrt, der jeden Schritt und Tritt kennt, durch die Nebelbrandung hindurch.

Er hat den Jungen losgelassen, damit er gehorsam seinen Spuren folgen könne.

Mühsam ist dieser Marsch. Die Fußspur des alten Karrenweges ist von hohem Venngras verwachsen, das den Wanderern taunaß um die Beine schlägt. Zahlreiche Gräben, die zur Rur hin ihren Weg suchen, durchfurchen das sumpfige Gelände. Dazwischen schieben sich immer wieder, von der Harth, dem Walde jenseits der Rur, bis zu den Waldstreifen beiderseits der Landstraße von Sourbrodt zur Baracke, schmale Brücken von Fichtenpflanzungen, langgezogene dunkle Bänder, die das Gewirre von Wald, Moor und Heide noch unübersichtlicher machen. Erde und Himmel wallen hier oben in der Hochmulde der Rurquellen wüst durcheinander. Bald schießen wie Wegelagerer die schwarzen Fichten auf; dräuend rücken sie den Wanderern zu Leib: Zurück! oder du versinkst im Venn! Doch vor den entschlossenen Schritten der Torfstecher weichen sie rechts und links in den Nebel zurück. Und wiederum öffnet sich zu enger Lichtung in stetem Gefälle bis zum Bächlein der Rur hinab die Heide, durch die der alte Torfweg eiligst hinaufschrägt. Doch dann wirft sich bald wieder ein Fichtenhain der Karrenspur entgegen. Der letzte Widerstand. Denn nun weitet sich das Venn zu einer zwischen Botrange und Kaltenborn sanft gebuchteten Mulde, an deren Rändern die Rur in zwei Quellarmen in zahllosen Windungen hinabrinnt. Das sind die Torflager des Wallonischen Venns. Unerschöpflich sind sie, meterdicke, blauschwarze, schlammige Bänke. Aus der höchsten Lagerung, die das Fichtenwäldchen Drello wie eine trapezförmige Bastion bekrönt, wird das Quellwasser des nördlichen, stärksten Rur-Armes in tiefen, schnurgraden Gräben abgefangen, indes der südliche, just unter der Kuppe der Botrange, dem höchsten Punkte des Venns seinen Anfang nimmt.

Wie Saugadern dringen in vielen Abzweigungen die Torfwege bis zu den entlegensten Lagern vor. Überall sind die Abnahmestellen auf dem Torfgrunde zerstreut.

Wie ein Feldherr verteilt der vi'Houbêrt seine Leute. Gleich Patrouillen dringen sie in das Moorgelände vor. Ein Kampfruf ist ihr rauhes „Ar'vey! Auf Wiedersehen!" Dann tauchen sie unter in dem alles verschlingenden Nebel. Nur hin und wieder blitzen noch ihre Spaten auf.

Der alte Hubert selber stößt mit seinen Mannen am weitesten vor. Er steigt quer durch das Moor bis zum Fuß des Drello hinauf. Zuerst trägt noch fester Heideboden die tiefeingesunkene Karrenspur den Schräghang der Mulde hinan, an dem die südliche Rurquelle klarbraun herniederschlingert. Über Kieselwacken springen sie hinüber. Dann dräuen ihnen zur Linken schon die Sümpfe entgegen, denen der Weg vorsichtig nach rechts ausweicht. Bald aber heißt's, den schwarzen Grund zu überqueren. Da leihen hineingesenkte Knüppel den Nagelschuhen festen Halt.

Wie ein Christophorus schwingt der vi'Houbêrt sich an seinem Spaten aufs sichere Land.

Die anderen, lauter erfahrene, trittfeste Torfstecher, halten mit ihrem patron gleichen Schritt.

Antône, dem jungen, reicht keiner die Hand: A bin! Nun, soll's eben lernen, cist côp-là!

Tastend kommt der Junge über die Knüppel hinweg: Binamé bon Djü! Großer Gott! Was soll das noch werden? Und nun sind wir noch nicht mal mitten drin! Wie mancher versank schon im Sumpf! Immer tiefer! Immer tiefer! Und keiner konnte ihm helfen. Bis zuletzt der schwarze Schlamm über ihm zusammenschlug. Er schnattert vor der Morgenkälte mit den Zähnen: Sainte Marie, priez pour nous! Bitt' für mich, Muttergottes vom Venn! Ach, wie gern kniete ich zu deinen Füßen, dort oben in der Kapelle! Doch womit sollsen wir uns denn wärmen im Winter, Mutter und wir sieben? Und Torf ist Geld, sagt der Ohm, monongk Houbêrt, jede Fuhre ihre hundert Francs. Und Geld braucht man zum Leben, sagt der Ohm, nicht, Mutter, p'tite mame! Ich werd's schon lernen, aus Torf Geld zu machen, ich, der Älteste, der Antône! Und die bonne notru Dame dort oben in der Kapelle wird mich schon davor bewahren, daß ich nicht im Venn versinke, cist côplà!

Der Ohm mit seinen Mannen ist schon auf der Kuppe, um die nordwärts und südwärts die Rurquellen entströmen, arbeitseifrig angelangt. „A la marche! Vorwärts" ruft er dem Neffen zu, „doirmorc encore? schläfst du noch?" Schon ist er in dem Fichtenhain, der die Länge der Kuppe überdüstert, verschwunden.

„Dji veins! Ich komme! Ich komme!" erwidert Antône und eilt voller Eifer dem Wäldchen zu.

Das ist das Hauptquartier der Torfstecher. Das ist kühl, wenn die Sonne hoch über dem Wallonischen Venn glüht. Das ist warm, wenn der Nebel mit seinen Schwaden die Mulde füllt.

„V'nos-ci arrivés!" sagt Maisse Houbêrt, der „Meister" der Torfstecher, „da sind wir!" und zieht allsogleich seinen Blaukittel aus, den er als einziger im Dorf noch hartnäckig trägt. Die übrigen legen ihre Jacken, ihre Kaffeeflaschen, ihre Butterbrote am Waldsaum, jeder am Fuß s e i n e r Fichte, nieder.

„Chouk! chouk! bon Diü! quu'fait-i freud!" schlottert Antône, „Mein Gott, was ist es kalt!" Eh' er's bedacht, sind ihm die Wörtchen entschlüpft!

Der vi'Houbêrt sagt kein Wort. Aber dieser Blick! Durch und durch bohren die schwarzen Augen sich in die Seele des Jungen.

Ohn' Unterlaß schafft Maisse Antône. Er trifft jedes Mal haarscharf Größe und Form des Kuchens. Wie ein gutes Schwarzbrot muß er sein, nicht zu lang und nicht zu breit, nicht zu dünn und nicht zu dick. Daß er grade durch die Tür des Kanonenöfchens einer Stube hindurch kann.

Jeder Torfstecher hat eine Bank für sich, daß einer den andern nicht behindert.

Und Antône hat nun alle Hände voll. Er muß bald hierhin, bald dorthin durch das Moorwasser waten, die gestochenen Kuchen abzunehmen und einzeln um die Grube herum zum Trocknen aufzulagern, wo sich, just unter dem Wäldchen Drello ein Heidestreifen entlang zieht. Eiskalt ist das Moorwasser. Der Rücken droht zu brechen.

Ach! wenn er doch wie die übrigen Jungen des Dorfes, die Kühe am Vennrande hüten dürfte! Drunten, wo die „hêsse dol Prand' jlave", die „Buche der Hütejungen", gewaltig, siebenfach ineinander verwachsen und verwipfelt, in die Lande hinausragt. Ha! Da könnte man der Länge lang in dem hohen, weichen Gras liegen und sich Geschichten erzählen, von dem Ochsenhirten von Rubiveie, der im Grab zu Robertville keine Ruhe finden kann und in den Zwölfnächten im Venn umherwandern und in sein Horn tuten muß, oder von dem versunkenen Kloster dort unten an der Rur, das schlimmer Sünden wegen unterging, aber zu Allerseelen wieder zu läuten und zu wandeln anfängt. O-w-aye! doch! er selber hat sie einmal gesehen, die zur Hölle verdammten Mönche in ihren weißen Kutten, wie sie die Hände um Erbarmen in den Nebel aufreckten und jämmerliche Wehklagen ausstießen, cist côp-là! Oder von dem gewaltigen Schatz, den der Teufel oben an der Hill im Sumpf versenkt hat, als Karl der Kaiser ihn um Straße und Seele betrogen hatte. Oder . . . .

„Willst du aufpassen, nom-di-hü!" brüllt da der Zorn des Ohms, der seinen Torfkuchen nicht los werden kann, den Träumer an, und der nasse, schwere Klumpen saust dem Verschreckten vor die Füße.

Djésus! mater! Barmherziger! da merkt der Geschichtenerfinder, daß er im Torf der Rurquellen steht und nicht im Schatten der „Hütejungen-Buche" liegt.

Chouk! chouk! Das ist ja so kalt wie im Eis! Das dringt durch Schuhe und Gamaschen.

Gottseidank! Der Nebel überm Moor ist verdampft. Von den Rurwäldern her lugt die Morgensonne übers Venn, das nunmehr wie von Millionen Demanten erfunkelt. Das Wäldchen Drello aber loht wie von Feuer. Oder brennt's wirklich? Grand Diü! wenn d a s ein Vennbrand wär'! Wie jener an der Baracke, von der Vater selig ihm so oft erzählt hat. Der Monate lang unter der Erde weiterglühte, ein Feuer unter der Asche . . .

„Sacre nom-di-hü! kreuzmordssackerlot!" dieses Mal fliegt dem Träumer ein Torfklumpen aber richtig an den Kopf.

Da wird er vollends gewahr, daß Vater selig nicht mehr aus dem großen Krieg zurückgekehrt ist. Binamé bon bon Diü! D e r hätte ihn nicht in den Torf hinausgezwungen!

Er weint, indes er den Torfklumpen auflagert, still vor sich hin: Vater! Vater! warum mußtest du sterben! Warum gerade du? So viele, die ihre Kinder schalten und schlugen, sind wiedergekommen. Du aber, so still und so gut, liegst irgendwo im fremden Land!

Den Spaten schulternd, schreitet er als erster ans Werk.

Ein schwarzer Abgrund, von Nebeln durchwallt, scheint das Moor.

Die Hölle kann nicht furchtbarer sein! schaudert Antône.

Wie Gespenster recken sich Riesen von Fichten die Quellgräben der Rur entlang.

Wie die Totenbäume auf unserem Kirchhof! schlottert Antône. Doch der Ohm folgt der Karrenspur, die sich mitten in den Moorgrund hineinwagt, bis zum Ende, das sich zwischen den Gräben der Rurquelle verliert. Wie ein Riese der Urwelt stapft er, vom Nebel umgeistert, daher. Ihm folgen ohne Zaudern und Zagen die Mannen: Oc-aye, ja, wo der vi'Houbêrt seinen Nagelschuh hinsetzt, da hält's!

Wie ein Zwerg, dem Riesen hörig, schleicht Antône hinterdrein: Binamé bon Diü! wär' ich wieder daheim!

Sie sind da.

Schwarz gähnen ihnen die Torfbänke entgegen.

An die Arbeit!

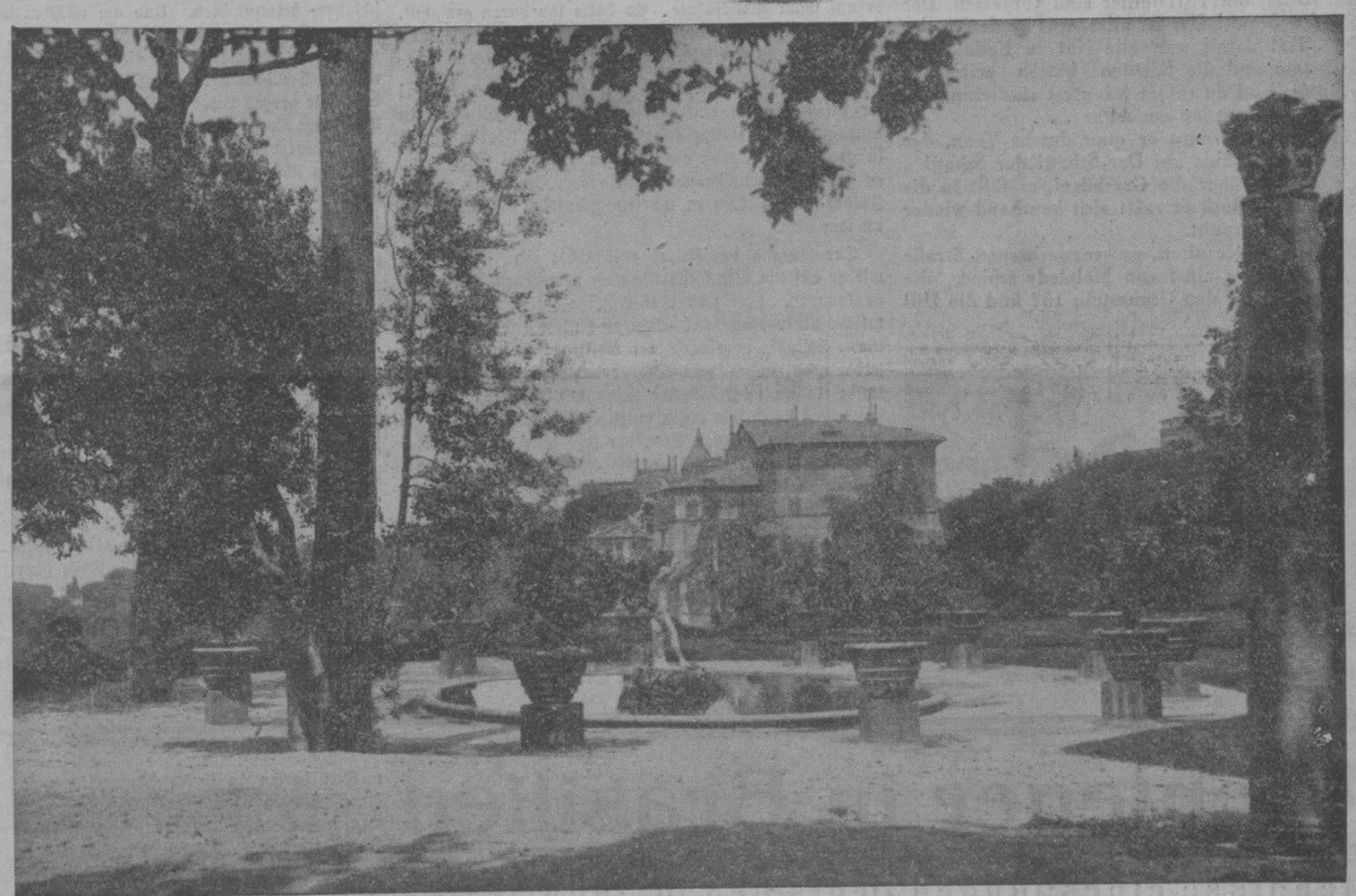
Ohn' Verzug geben sich die Torfstecher ans Werk.

Metertief ist hier das fette, blauschwarze Torf, aber zäh und fest, wie gebacken. Ein Urwald von Eichen und Buchen ist darin vermodert.

Es gilt nun, mit breitem Spaten, rechteckige Kuchen aus der teigartigen Masse herauszustechen. Von oben her wird die Torfschicht abgedeckt. Das ist in den oberen Lagen, unter der Bodenrinde, leicht. Dort ist der Torf noch nicht ganz vermodert, holzig und von minderem Gewicht. Je tiefer aber der blinkende Spaten dringt, um so fetter, fester wird die Masse. Um so stärker muß der Spaten eingetrieben werden; um so schwerer zieht er sich heraus.

Um so heißer rinnt der Schweiß.

Doch ein jeder Stich sitzt.



Castel Gandolfo auf der obersten Terrasse der Villa Barberini

Phot.: Fotografia Pontificia G. Felici, Rom

Er wischt sich mit dem Handrücken die Tränen: Sei ruhig, p'tite mame! brauchst nicht zu hungern mit den Kleinen! Zwar würd' ich lieber ein Handwerk erlernen, Schneider oder Schuster, 's wär' gleich, wo ich sitzen und sinnen könnte, wenn ich schon nicht, wie der Herr Pastor möchte, studieren darf. Doch auch Torfstecher will ich werden, wie monongk Houbêrt, daß ich bald Geld verdiene, für dich und die Kleinen. Denn Torf ist Geld, sagt monongk, und Geld ist Brot. Ah bin! gut! fort mit den Träumen! fort mit den Geschichten! Damit verdient man kein Brot, sagt monongk. Aber mit Torf, hundert Francs die Fuhre. Und viele Fuhren holen sich die Bauern im Herbst. Oc-aye, das gibt Speck und Brot, ja Schinken in den Rauchfang, für den ganzen Winter genug, p'tite mame.

Besänftigt lugt der vi'Houbêrt, der auflodert wie Feuer in der Heide, aufbraust wie Wasser im Kessel, aber auch ebenso rasch sich beruhigt, zu dem geschäftigen Neffen hinüber: Ah bin! hat's genutzt?

Und so arbeiten sie alle, bis die Sonne hoch überm Wäldchen Drello steht.

Als die faustgroße Tombakuhr des Maisse Houbêrt zwölf Uhr anzeigt, wird auf das Hé-là des Meisters Mittagsrast gehalten. Da wird im Schatten der Fichten das Butterbrot gegessen und der Kaffee getrunken. Darnach noch eine Pfeife Strangtabak und dann ein kurzes Schläfchen.

Der Ohm schnarcht bald wie ein Dachs.

Antône aber kann nicht schlafen: Ob ich nicht mal nachforschen soll, wo der Teufel den Schatz an der Hill vergraben hat?

Und schon stiehlt er sich, nach einem scheuen Blick auf den Ohm, in den Drello hinein.

Als er aus dem Gewirr des Wäldchens wieder auftaucht, breitet sich das weite Hochtal der Hill vor ihm aus. Nackt und braun ist die flache Mulde, durch deren Mitte sich das torfdunkle Bächlein, das durch die Kuppe des Drello von der Rurquelle geschieden ist, herniedergräbt. Eine gewaltige Weite, an deren Rändern die Hochwälder rauschen. Eine grausige Einsamkeit. So recht der Ort, einen Schatz zu vergraben.

Mitten darinnen ragt steil und grau der Grenzstein 157 in der Öde auf einem Heidehügel empor, den die junge Hill in tiefem Graben umfließt.

Das ist der Ort! schießt's dem Abenteurer durch den Sinn.

Der Ohm, die Torfstecher sind vergessen. Der Schatz! der Schatz! Das ist alles, was er denkt, der Antône. Ha! damit wär' alle Not zu Ende! Die p'tite mame und die Kleinen hätten zeitlebens übergenug. Und du selber könntest studieren, Antône, Priester werden am Altar . . .

Da rennt er, rennt er quer durchs Venn, der Hill, der Grenzsäule zu: Der Schatz! der Schatz!

Er stolpert über die Grashügel, er fällt in die tiefen Löcher; doch er rafft sich keuchend wieder auf, er rennt, rennt.

Bis er auf der alten, grasverwachsenen Straße ist, die Limburg einst von Malmedy schied, die schnurgerade auf den Grenzstein 157 und die Hill zuführt.

Und endlich ist er da!

Der Schatz! der Schatz!

Er wirft sich der Länge nach über den Heidehügel, er wühlt mit beiden Händen in dem harten Boden: Er m u ß ihn finden, den Teufelsschatz!

Er wühlt und wühlt . . .

Da!

Was blitzt da neben ihm in der Heide? Gold! Gold!

Eine goldene Uhr mit goldener Kette!

Er reißt den kostbaren Fund an sich: mein! mein!

Seine schwarzen Augen funkeln vor Gier: Das ist viele, viele hundert Francs wert, so kostbar ist's! Mehr als manche, manche Fuhre Torf! Das wäre genug für den Winter, cist côp-là!

Er vergräbt Uhr und Kette hastig in seine dünne Jacke. Nun zurück zum Ohm! Man hat sich verlaufen. Braucht nichts zu wissen. Würd's ihm ja doch abnehmen. Nenni, nein! für die p'tite mame, für die Kleinen, für uns ganz allein!

Schon will er mit seinem Schatz dem Wäldchen Drello zustürzen, da schießt's ihm durch den Sinn: Das hat hier keiner vergraben, das hat einer liegen lassen, verloren.

Er bleibt stehn wie verdutzt: Das mußt du wiederbringen, Antône! Ein Fremder, ein Ausflügler von der Baracke, wie sie Sonntags das Venn durchstreifen, hat hier an der Grenzsäule gerastet. Richtig! da liegt noch das Butterbrotpapier. Ja, und dort 'ne leere Zigarettenschachtel.

Heiß wallt's in ihm auf: Behalten wär' stehlen, Antône! Willst du ein Dieb werden, Antône? Willst du das dem Vater selig, der dich vom Himmel aus sieht, der p'tite mame, die's schließlich doch gewahr wird, antun?

Wild pocht sein Herz: Bring's zurück, Antône! In die Baracke! Wer's verloren hat, wird sich melden. Ein Finderlohn wird schon abfallen. Und wenn nicht, dein Gewissen bleibt rein.

Raunt's ihm da nicht ins Ohr? Bist du verrückt, Antône? Wer sieht's? Wer wird's gewahr? Behalt's, Antône! Wer's verloren hat, ein großer Herr, hat mehr als genug.

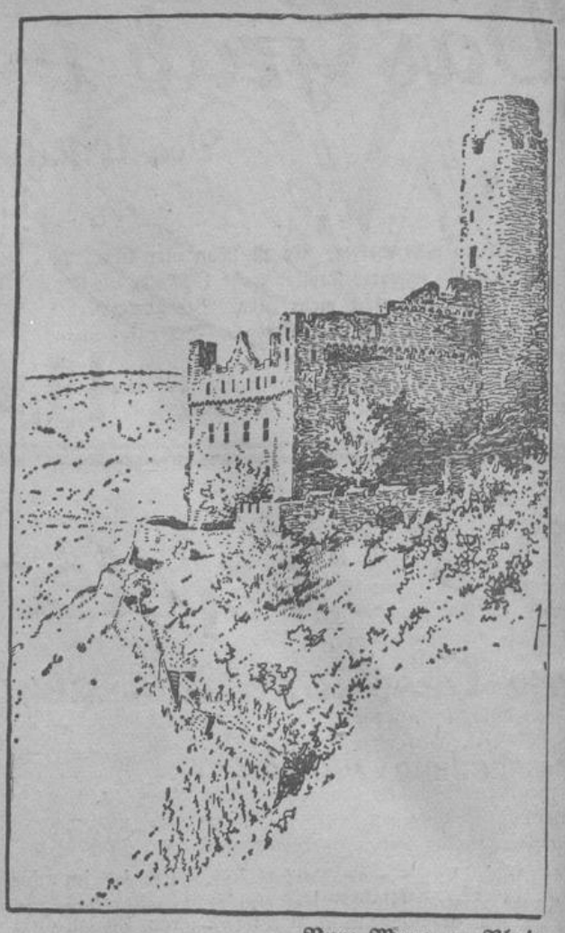
Antône schaudert zurück wie vor einem Gespenst: Das ist des Teufels Stimme! Das ist sein Schatz! Sünde klebt daran! Besudle dich nicht mit fremdem Gut, Antône!

Ist das nicht des seligen Vaters Stimme? So sanft, aber auch so ernst.

Noch nie war einer von uns ein Dieb! Nicht Reichtum, Arbeit, harte Arbeit ist Segen!

Da rafft Antône sich empor. Er fährt sich über die Stirn. Er tastet nach seinem Fund in der Tasche: 's ist noch da! Ah bin! gut! ich bring's zurück.

Und auf dem nächsten Wege eilt er der Baracke zu . . .



Burg Maus am Rhein

Heim zur Mutter / Von Erik Bertelsen

San Francisco hat keinen Mangel an Unterhaltungsmitteln für einen Seemann, der nach einer langen Reise an Land kommt und die Tasche voll Geld hat. Aber Hermann Underby gab ungern viel aus. Er schlenderte nur in der Stadt umher und sah sich die strahlenden Geschäfte an. Es war ihm oft begegnet, daß er in wenigen Tagen große Summen gebraucht hatte, obgleich er kein leichtsinniger Mensch war. Aber er gab gern und sah gern frohe Menschen um sich herum.

Heute war er allein von Bord gegangen und hatte sich der Gesellschaft der Kameraden entzogen. Denn er wollte sparen. Er war nicht mehr ganz jung. Und diesmal hatte er unterwegs eine Art Schmerzen gehabt, die er auf Gicht zurückführte. Es hatte ihn daran gemahnt, daß auch er einmal der See Lebewohl sagen müsse, und dann würde es gut sein, nicht mittellos dazustehen.

Immerhin — ein Kinobillett konnte er sich leisten! Er blieb also an einem Kino stehen, wo Menschen in langer Reihe Schlange standen. „Heim zur Mutter" stand in großen Buchstaben angeschlagen. Das sei sicher wert, es sich anzusehen, dachte er, besonders, da es so großen Zulauf hatte. Und er wartete geduldig, bis die Reihe an ihm war.

Der Anfang des Films enttäuschte ihn. Es würde wieder auf die alte Geschichte vom verlorenen Sohn hinauskommen. Nur war eine kräftige Portion Sentimentalität hinzugekommen! Das war nicht recht etwas für ihn. Seitdem er eingesegnet worden war, hatte er sich selber erhalten müssen. Und er hatte regelmäßig pünktlich Geld an seine Mutter gesandt. In ihren Briefen stand, daß sie in ihm einen guten Sohn habe. Im Gegensatz zu seinem Bruder Axel, der jetzt eine Farm in Kanada besaß, aber niemals etwas entbehren konnte, außer einigen kleinen Weihnachtsgeschenken. Nein, Hermann hatte nichts zu bereuen, wenn er davon absah, zu bedauern, daß er nicht schon eher angefangen hatte zu sparen.

Der Film lief weiter. Es kamen einige Bilder aus einer kleinen Stadt. Er wurde aufmerksamer. Die Häuser waren klein und niedrig, Heckenrosen krochen bis zum Giebel hinauf. Einige Hühner scharrten im Rinnstein. Eine alte Frau fütterte sie mit Brotkrumen. Der Wind spielte mit ihrem dünnen Haar. Das bewegte ihn merkwürdig. Wie mochte seine Mutter jetzt aussehen? Es wäre eigentlich hübsch, sie wiederzusehen und mit ihr zu sprechen, in ihrem Stübchen mit den geblümten Gardinen zu sitzen und über die See zu blicken, während Kaffeeduft aus der Küche herüberkam. Das war früher immer so schön gewesen! Und seine Mutter hatte immer Neuigkeiten zu erzählen. Und wie einsam sie sich fühlen mochte! Ob sie nicht schon lange darauf wartete, daß er einmal nach ihr sah? Ja — geschrieben hatte sie es — aber er hatte nie weiter darüber nachgedacht. Plötzlich verstand er sie besser.

Ehe er an diesem Abend an Bord ging, hatte er beschlossen, heimzukehren. Und am nächsten Morgen ging er zum Ersten Steuermann und bat darum, abgemustert zu werden. Sehr erstaunt meinte der Steuermann: „Das meinen Sie doch nicht im Ernst, Underby? Sie wissen doch, wie großen Wert ich auf Sie lege, als einen meiner Besten an Bord? Und Sie wissen wohl auch, wie schwer es ist, heutzutage etwas Neues zu finden?"

„Das schon", antwortete Underby, „aber nun bin ich durch fünf Jahre hindurch über den Stillen Ozean gefahren. Ich kenne jeden Hafen am Rande dieses Ozeans. In Japan bin ich schon oft gewesen und auf vielen der Südseeinseln. Nun habe ich Lust, mir die Welt wieder von der anderen Seite anzusehen."

Er bekam die Erlaubnis, zu reisen. Erst überlegte er, sich auf einem Schiff heimwärts anheuern zu lassen. Aber das würde zu lange Zeit dauern, bis er daheim ankam. Es war ihm plötzlich eilig damit geworden. Den Gedanken, seinen Bruder in Kanada zu besuchen, ließ er auch wieder fallen. Es war zwischen den beiden Brüdern ein großer Altersunterschied. Und sie hatten niemals gemeinsame Interessen gehabt. Es war also zweifelhaft, ob es ein großes Vergnügen sein würde, ihn aufzusuchen.

So reiste also Hermann Underby quer durch das Festland nach Newyork, wo er sich als Passagier mit einem großen Dampfer einschiffte. Die Reise über den Atlantik wurde ihm sehr langweilig. Er war es nicht gewohnt, sich auf einem Schiff aufzuhalten, ohne selber zu arbeiten. Früher hatte er die Touristen beneidet, wenn er sie ihr behagliches Leben an Bord führen sah. Nun entdeckte er, daß es auch seine Schattenseiten hatte, nichts zu tun.

Die Reise dauerte einen halben Tag länger, als berechnet war, weil es sehr neblig wurde. Die Verspätung machte ihn ungeduldig. Vergebens suchte er sich damit zu beruhigen, daß es nach soviel Jahren Abwesenheit nun auch nicht mehr auf einen Tag ankäme. Er wurde das Gefühl nicht los, daß es eile. Die Mutter war zwar immer gesund gewesen, aber sie konnte ja verunglücken oder sonst aus einem Grund ihn herbeisehnen.

Es war gegen Abend, als der Dampfer im Hafen landete. Sowie er seine Sachen durch den Zoll hatte, nahm er ein Auto und fuhr hinaus in den alten Stadtteil, wo seine Mutter wohnte. Viele neue Häuser waren da draußen erbaut worden, sie hatten die Aussicht auf die See versperrt. Aber sein Vaterhaus lag unverändert da. Er sah keine andere Veränderung als neue weiße Gardinen an den Fenstern. Sogar die Blumen im Vorgarten schienen dieselben wie damals.

Er klingelte, und eine junge Frau sah hinaus. Das überraschte ihn nicht. Seine Mutter hatte in letzter Zeit vermietet. Er lüftete den Hut und fragte: „Ist wohl Frau Underby zu Hause?"

„Frau Underby? — Sie wohnt hier nicht mehr, sie ist abgereist."

„Abgereist?", sagte er verdutzt.

„Ja, ich glaube hinüber zu ihrem Sohn nach Kanada. Sie soll noch einen Sohn haben, der Seemann ist, und der hat ihr immer Geld gesandt, und das hat sie so lange gespart, bis sie davon die Ueberfahrt bezahlen konnte."

„Na ja, das ist ja möglich."

Die Frau sah ihn forschend an: „Gehören Sie zur Familie?"

„Nein — eigentlich nicht," log er.

Er fand, es ginge sie nichts an, wer er war. Das würde nur Klatscherei mit den Nachbarn geben. Er sagte kurz Lebewohl und ließ sich in ein Hotel fahren.

Gleich nachdem er ein Zimmer genommen hatte, ging er in die Stadt. Er suchte Ablenkung. Vor einem Kino standen die Menschen dicht an dicht. Ohne zu überlegen, stellte er sich in die Reihe der Wartenden, bis aufgemacht wurde. „Die Mysterien des Stillen Ozeans" stand in großen Buchstaben über dem Kino.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen.)

Gartenanlage eines irischen Landsitzes

Abenteuer in Brasilien

Erlebnisse eines jungen Deutschen in Südamerika

Aufgezeichnet von Heinz Meurers (Urheberschutz durch Pressebüro Durchbruch, Bonn)

14) (Nachdruck verboten).

Meine erste Aufgabe war, die Transporte der schweren Turbinen und Maschinenteile von der Bahnstation bis zur Talsperre zu leiten. Die Zugangsstraße hatte keinen Unterbau und war durch einen langen Regen aufgeweicht. Somit mußte vorerst ein Spezialwagen konstruiert werden, der Räder von einem halben Meter Breite hatte. 50 bis 60 Zugochsen wurden vorgespannt, und die Strecke, die sonst eine Stunde Fußweg ausmachte, bewältigte dieser absonderliche Transportwagen in acht Tagen. Immer wieder versanken die Räder in den Schlamm der Straße, sodaß Meter auf Meter erkämpft werden mußte durch Unterlagen von großen Eisenplatten.

Die Heranschaffung des Baumaterials war eine der schwierigsten Aufgaben. Dutzende Lastwagen waren ständig unterwegs, um aus den entfernt gelegenen Gruben Kies und Sand heranzuholen. Jeden Tag blieben mehrere auf der Strecke liegen, weil die Straßenverhältnisse katastrophal waren. Einen Achtstundentag gab es nicht. Bis spät in die Nacht wurden Ueberstunden gemacht, die gut bezahlt wurden, sodaß ich nach einigen Monaten schon eine nennenswerte Summe gespart hatte.

Aus dem Holz der Zement-Fässer war ein großes Eingeborenendorf in der Nähe der Sperre entstanden, und ein findiger Unternehmergeist hatte in einer solchen Baracke sogar einen Flaschenbierausschank errichtet, der während der Mittagspause und in den Abendstunden das Ziel aller Deutschen war und den Namen „Offizierskasino" führte.

Nach einem Jahr angestrengtester Arbeit blieben plötzlich die Materiallieferungen aus. Der Bau mußte auf Wochen unterbrochen werden.

Eine seltsame Autoexpedition.

Tag für Tag, Sonntag wie Werktag, hatten wir tatenlos auf der Baustelle verbracht. Unsere Langeweile wurde immer größer. Aber Fritze aus Berlin, der Kraftwagenspezialist, gab uns seinen großen Plan preis, mit zwei Fordautomobilen eine kleine Expedition in die „Umgebung" zu unternehmen. Zudem hatte er mit dem Delegado des 300 Kilometer entfernten Dorfes Burmier gewettet, ihn mit einem Auto aufzusuchen. Aber, woher den Wagen nehmen? Die der Gesellschaft konnten wir für eine solche mehrtägige Fahrt nicht gebrauchen. Deshalb machten wir uns zu vier Mann daran, aus den brauchbaren Teilen der auf einem Autofriedhof zusammengefahrener Autowracks zwei „Rennwagen" zusammenzuschustern. Das Ergebnis war zufriedenstellend. Zwei alte Ford-Chassis waren mit je zwei Holzsitzen versehen. Die Motore arbeiteten wieder gut. Trotz ihrer Altersschwäche liefen die Wagen über Stock und Stein. Flußläufe wurden überquert und in brausender Fahrt ging es über schmale Felsstraßen und Landwege vierten Ranges, und wenn überhaupt kein Weg mehr zu erkennen war, über die kahle Steppe.

Am vierten Tage dieser tollen Expedition fuhren wir fünf Stunden durch einen ausgetrockneten Flußlauf. Nach einer großen S-Kurve sahen wir in der Ferne ungefähr fünfzig wildaussehende Eingeborene auf uns zureiten. Einige Meter vor uns stoppten sie ihre von dem rasenden Galopp noch schnaubenden Tiere und knallten eine Revolversalve in die Luft. — Uns bleibt der Atem einen Augenblick stehen. Was hatten diese fünfzig Schüsse, deren Echo von den Felsen laut zurückhallte, zu bedeuten? Aber die schwarzen verwegenen Reiter, die ohne Sattel auf ihren Pferden saßen, an den dreckigen Füßen die großen Sporen, lachten und riefen uns erfreut zu. Der Führer kam heran und begrüßte uns im Namen des Delegado von Bumier, von dem wir nur noch eine Viertelstunde entfernt waren. — War das ein festlicher Einzug in diesem kleinen Nest! Die arme, zerlumpte Bevölkerung schrie sich vor Verwunderung die Kehle heißer, denn die meisten hatten in ihrem kümmerlichen Leben noch nie einen „Wagen ohne Pferde" gesehen. — Aber trotz Armut, trotz Lumpen und Dreck, trotz fast zusammenfallender Hütten, in denen sie hausten, wurde ein Fest uns zu Ehren veranstaltet, denn die Gastfreundschaft ist ihnen heiligstes Gebot.

Heimkehr.

Eine Woche waren wir in diesem kleinen, weltverlassenen Bergdörfchen zu Gast gewesen und unsere alten, wackeligen Ford-Chassis bildeten eine Sensation für die Kreolen, Mestizen, Mulatten, Botukuden oder was weiß ich, welche Rasse dort vorherrschend war. Tagsüber waren wir zu Taxi-Chauffeuren avanciert, denn jeder der zutraulichen Gesellen wollte einmal auf unseren Wunderwagen durchs Dorf gefahren werden. Das war uns eine besondere Freude, aber unser Benzinvorrat war bald auf das Minimum für die Rückreise zusammengeschrumpft. Wenn wir auch für jede „Taxifahrt" einen Buddel des selbstgebrauten Schnaps bekamen, so konnten wir schließlich damit nicht den Benzintank füllen.

In jeder Hütte mußten wir Einkehr halten, überall gab es „Festessen", Fechonada und Hammelfleisch, dazu natürlich Zuckerrohrschnaps. Jede der gerade nicht sauber aussehenden Hausfrauen wußte uns die besonders gute und würzige Zubereitung ihres Bohnen- und Reisbreies in einem unendlichen Wortschwall und unübertrefflichen Lobeshymnen klar zu machen.

Fluchtartig verließen wir nach sieben Tagen das gastfreundliche Dorf, denn ich bin der festen Ueberzeugung, daß wir an dem überreichlichen Genuß dieser „Götterspeise" und an Alkoholvergiftung elendig zu Grunde gegangen wären. Aus Höflichkeit und um niemand zu beleidigen, täglich zehnmal oder noch mehr. Fechonadofütterung kann für den gesundesten Europäer zur Strafe werden.

Nach der Rückfahrt, reich an Zwischenfällen — manchmal mußten wir unsere „Rennwagen" mittelst Flaschenzug einige Meter hoch ziehen, weil ein Bergrutsch den Weg versperrt hatte, — nahm die Arbeit an der Talsperre wieder ihren gewohnten Verlauf. Unsere „Autoexpedition" hatte noch ein positives Ergebnis, da wir in erreichbarer Nähe der Sperre ein großes, nicht bekanntes Sand- und Kieslager entdeckt hatten, an dessen Ausbeute wir von der Gesellschaft beteiligt wurden.

Zwei Jahre angestrengtester Arbeit hat der Bau der Sperre noch gefordert. Einige tausend Mark hatte ich mir dabei sparen können. Das Wichtigste waren die praktischen Kenntnisse im Baufach, die ich mir hierbei erworben hatte, besonders, da ich zuletzt die Bauleitung einer Betonbrücke übernommen hatte.

Eine der größten Talsperren der Welt war durch Deutsche errichtet worden. Ausdauer und Zähigkeit hatten unter widrigsten Umständen zum Ziele geführt. Ein Denkmal deutscher Intelligenz stand in der zerklüfteten Berglandschaft von Minas Gerae im Innern Brasiliens. Erhaben war der Anblick dieses gigantischen Wunderwerkes.

Aber in die Freude über die geleistete Arbeit mischten sich bittere Wermutstropfen. Die Gesellschaft hatte keine Aufträge mehr und mußte uns entlassen. Die Krise, dieses furchtbare, Schrecken erregende Ungeheuer unserer Zeit, beherrschte ganz Brasilien. Was sollte ich machen? Nochmals zurück in den Urwald, oder vielleicht in Rio auf Arbeit warten? Tausende lungerten in den Straßen der Hauptstadt, wo ich meinen Bruder aufsuchte, und warteten. Das Elend des Hafenviertels war noch grausiger geworden, als ich es vor Jahren schon kennen gelernt hatte. Zerlumpte, nur mit Säcken bekleidete Gestalten bettelten an den Schiffen und dutzende Deutsche machten Jagd auf ein Mittagessen in einer deutschen Schiffsküche. „Nehmt uns mit" war die immerwährende Bitte dieser Armen, die mit ganzen Familien am Hafenquai standen und mit müden und sehnsüchtigen Augen die Schiffe betrachteten, die sie in die Heimat bringen konnten. Es war ein Bild des Grauens, diese verzweifelten, ihrer Energie beraubten Menschen zu sehen, die wie ich gehofft hatten, sich in der Fremde eine Existenz schaffen zu können. Ich beschloß nach der Heimat zudampfen und mein kleines Vermögen für das Ingenieur-Studium zu verwenden.

Wieder stand ich an der Reeling eines Ozeanriesen, wie vor sechs Jahren, als ich in den Hafen von Rio einfuhr. Wieder tutete das Nebelhorn dumpf, um die Abfahrt anzukünden. Taschentücher flatterten in der Luft, bis man sich nicht mehr sah, und traumhaft tauchten die Episoden und Gestalten der Abenteurerjahre auf.

Ende.

Das Grab im Cornillet

Von Wilhelm Becker

Schluß.

Das Feuer geht weiter. Es ist schon vier Uhr. Da zertrümmert ein schwerer Treffer wohl 10 Meter des Eingangs. Ich bleibe nicht mehr hier. Verschüttetwerden ist das größte Schrecknis des Krieges. Ich rufe meine Leute heran. Alle denken wie ich.

„Wir warten die nächsten Schüsse ab. Daß mir keiner zurückbleibt. Mirau, du machst den Schluß!"

Wieder kommen die Rollwagen an.

Zweimal dröhnt das entsetzlich trockene Krachen. Dann Gepolter und Staub.

„Los!" — Wir laufen, klettern, springen, stolpern, fallen über den Schutt ins Freie.

Ich drehe mich um. Sie sind noch alle hinter mir. Schrapnells pfeifen uns um die Köpfe. Ach was, Deckung, nur weiter! Fort vom Tunnel! Zweihundert Meter halbrechts sehe ich noch ein wenig Grün. Darauf rasen wir zu. In einem tiefen Trichter kommen wir wieder zu Atem. Hundert Meter hinter uns liegt die Feuerwand, die wir durchlaufen haben. Ich muß mich erbrechen. Da sind wir heil, ganz ohne Kratzer geblieben?!

Gefreiter Dürr hat keine Gasmaske mehr. Nur das Umhängeband bammelt ihm noch um den Nacken. Im Rock flattert ein handgroßer Fetzen. Der Splitter ist ihm zentimeternah am Leben vorbeigegangen. Jetzt erst bemerkt der Musketier Höfer, daß er nur ein halbes Seitengewehr trägt. Er ist unterwegs einmal gefallen, da muß der Splitter ihm den Ruck gegeben haben. Wir sind alle erregt. Meine Feldflasche mit Rotwein macht die Runde. Der Letzte gibt sie mir wieder mit dem Loch nach unten: „Wo so viele Mäuler drangewesen sind!" So ist's richtig! Jetzt sind wir wieder bei uns selber. Um die Angelegenheit eben vollkommen zu machen, rauche ich dem Frechdachs die letzte Zigarette weg, die er mir anbietet, in der stillen Hoffnung, ich würde verzichten.

Noch sind wir nicht in der Kiesgrube. Bei Nauroi liegt ebenfalls eine Sperrfeuerzone. Da müssen wir noch hindurch. Ueber uns ziehen die Granaten jaulend ihre Bahnen. Dem Franzmann kann man nicht trauen. Der springt plötzlich mit dem Feuer um. Also ab!

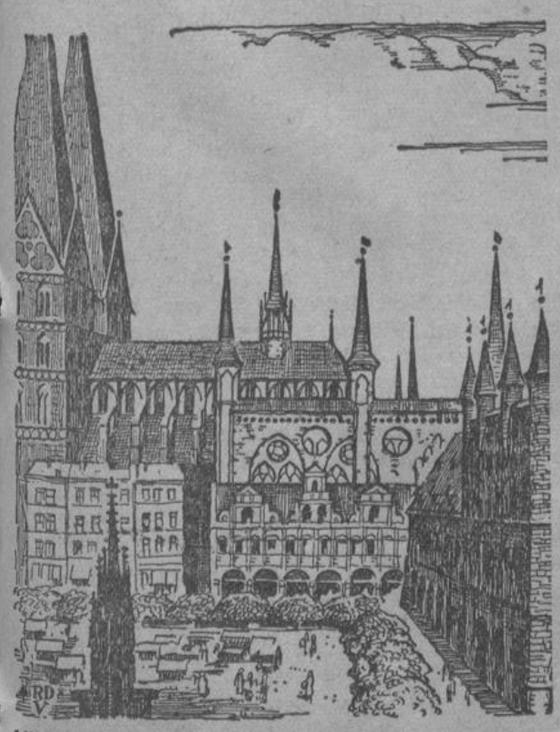
Vom Cornillet ist nichts zu sehen. Wo man sonst den flachen Hügel sah, ist alles eine Wolke berstender Granaten. Ein Vulkan scheint dort zu rauchen. Da sind auch die Flieger wieder! Aus der Rauchwand hervor stürzt ein Melder. Wir winken ihm zu. Da hat er uns gesehen. Die Stellungskompagnie hat große Verluste. Der Führer des zweiten Bataillons, Hauptmann Graf Ramaldi, ist schwer verwundet. Als er sich persönlich überzeugen wollte, ob der Gegner die vordere Linie zum Sturm auffülle, traf ihn das Eisen. Sein Bursche hat ihn in den Stollen geholt.

Mit zehn Schritt Abstand ziehen wir nun der Kiesgrube zu. Unterwegs müssen wir noch dutzendmal uns in die mütterliche Erde verkriechen. Jedenfalls kommen wir heil zum Ziel. Beim Regiment ist alles in Erwartung des feindlichen Angriffs. Das dritte Bataillon liegt zum Gegenstoß bereit, im Gelände ausgeschwärmt. Auch hier sind die ersten Verluste eingetreten. Aber der Angriff kommt und kommt nicht. Als die Dämmerung sinkt, läßt das Feuer plötzlich nach. Vom Tunnel kommt die Meldung: Kein Angriff! Das Feuer auf der ersten Stellung aber hört nicht auf. Nur Leichtverwundete wagen in der Nacht den Sprung nach hinten. Wir kriechen in unsere Löcher. Die Alarmbereitschaft wird aufgehoben.

Der Morgen des 20. Mai, ein Sonntag, kommt herauf, blau und licht, wie es nur ein Frühlingstag sein kann. Wir recken und dehnen unsere nachtkalten Glieder. Es ist noch ruhig. Gerade kommt der Zug, der diese Nacht meinen Dienst gemacht hat, zurück. Der Vizefeldwebel winkt mit beiden Händen ab. „Gut, daß wir nicht in Stellung sind! Im Tunnel ist es zum Kotzen!"

Langsam geht der Rummel wieder los.

In der Mulde hinter uns platzt ab und zu mit kurzem Bellen eine kleine Gasgranate. Das hat aber bei dem abstehenden Wind nichts zu sagen. Schlimmer ist es, daß schon vor Sonnenaufgang 20 Fesselballons beim Feind hochstehen. Wie Ungetüme der Vorzeit stehen sie ungefügig am Himmel. Man fühlt sich in allen Bewegungen beobachtet und deshalb beengt. Mirau bringt mir angewärmten Kaffee. Mit dem spärlichen Rest von Kriegsseife schlage ich notdürftigen Schaum und schabe mir zur Verwunderung meiner Leute die Stoppeln aus dem acht Tage lang nicht gewaschenen Gesicht. So eine Eitelkeit! Sie begeben sich, um auch etwas zu tun, auf die Lausejagd. Unterdessen ist es sieben Uhr geworden. Da aber beginnt ein Feuerwerk, wie ich es bisher noch nicht erlebt habe. Wie die Wiesel sind die Lausejäger in ihren Löchern verschwunden. Ohne Befehl schnallt alles um. Da kommt es auch schon durch: „Höchste Gefechtsbereitschaft!"



Lübeck: Marktplatz und Marienkirche

Die Kompagnien schwärmen Zug um Zug ins Gelände. Schon ist nichts mehr zu sehen als die Spitzen der Bajonette, die über die Trichter herausragen. Um uns krachen die Einschläge. Ueber uns saust es in die Artilleriestellung. Das sind ganze schwere Koffer. Wo die abgeladen werden, ist der Krieg sehr leicht zu Ende. Wer ein Fernglas trägt, liegt am Trichterrand und beobachtet scharf den Cornillet. Immer toller wird das Feuer. Wieder ist kaum etwas zu beobachten. Die Einschläge tanzen vor uns und hinter uns. Unser Oberleutnant wirft sich zu mir in den Trichter. Dieser Gegenstoß wird schlimm! Nach unserer Meinung liegen wir viel zu weit zurück. Weiter vorwärts läßt sich aber keine Stellung ausheben. Es fehlt da an jeder Deckung. Noch einmal versuchen wir, die Angriffsstreifen festzulegen. Wo jetzt noch ein Richtungspunkt ist, ist er im nächsten Augenblick verschwunden. Verwundete schreien laut nach den Sanitätern.

Bei diesem Feuer zurückgehen, verwundet, in der Bewegung gehemmt, ist beinahe der sichere Tod. Wo der Franzmann auch nur ein Geschütz vermutet, liegen ganze Lagen Granaten. Jede Erdfalte, jeden Höhenrücken streut er ab. Die Anmarschwege sind durch Feuergardinen gesperrt. Lieber vorn bleiben!

Die Uhr scheint stille zu stehen. Alles Zeitempfinden ist erloschen. Es kriecht in mir hoch. Ich wehre mich dagegen. Ich versuche krampfhaft die Angst abzuschütteln.

Im Bodetal

Wenn ich doch etwas tun könnte. Ich rauche eine Zigarette nach der anderen. Halbausgeraucht, fliegt sie in den Trichter. Noch ist die Glut nicht erloschen, so brennt schon die neue im Munde. Ich habe eine ganze Packung, 50 Stück, sie werden alle. Dabei ist es Mittag geworden. Die Leute hocken auf dem Trichterboden. Dem jungen Ersatz schaut das Entsetzen aus den Augen. Das bringt mich wieder hoch. Ich rufe sie an und zeige auf einen gewaltigen Einschlag, der gerade mit fürchterlichem Krachen in die Luft geht.

„Das ist ein feiner Trichter! Bis in den Trichter — Sprung — auf — Marsch — Marsch!"

Sie klirren hinter mir drein. Es gelingt! Die Leute sind verwandelt; ich auch. Das ist ja gar nicht so schlimm, — da kommt man ja durch! Jetzt beobachten sie frei über Deckung. Das macht mir nun auch wieder Sorge. Ich werde ernstlich grob. Trotzdem gehen sie aber doch noch bei jedem schweren Einschlag hoch und taxieren die Nummer ab. „Das ist mindestens ein 15er!" „Ach was, ein 18er!" Dabei fliegen die Brocken dieser Dinger noch in die Trichter hinter uns. Rechts von mir, mit 40 Schritt Zwischenraum, baut Unteroffizier Geiler in gleicher Höhe auf. Er hat mich nach vorn spritzen sehen und hat den guten Zweck gleich für sich selber erfaßt. Ich werde leichtsinnig. Ich muß zu ihm herüber. Wie gerade eine Lage weg ist, sause ich ab. Keine Sekunde zu früh, falle ich in sein Loch. Ich war noch 10 Meter von seinem Trichter entfernt, da hörte ich sie kommen. Es ist eine ganz schwere Granate. Daß man in einer Sekunde so vielerlei in sein Bewußtsein aufnehmen kann: Das Ansteigen des Geheuls der Granate, die Erkenntnis der Gefahr, und der eigenen Dummheit, daß ich diesen Ausflug ins Gelände unternommen habe, der Wille zum Leben, das alles ging mir wie ein Kinobild durch den Kopf. Ich muß schöne Sprünge gemacht haben! Mein Edmund steht im Trichter und reißt mich mit sich zu Boden, daß er stöhnt. Er liegt nämlich unten. Wir krabbeln uns zurecht. Ohne ein Wort zieht er seine Zigaretten. Eine steck ich in den Mund, die andere in meinen Gasmaskenbehälter. Als wir rauchen, hake ich die Flasche los. Er probiert, gießt den schäbigen Rest seiner Rübenbrühe aus und füllt halb und halb. Er war mein erster Unteroffizier. Nachher bin ich befördert worden. Das hat die Freundschaft nicht zerstört. Wenn ich aufpasse, ist der Rückweg nun nicht mehr so schlimm, ich habe jetzt ja einen großen Trichter mehr zu benutzen. Vor einem Volltreffer kann sich niemand schützen! Die Zigarette raucht langsam zu Ende; bis zum letzten Stümpfchen wird gezogen. Eine Minute später bin ich wieder in meinem Loch. Die Freude ist wieder auf beiden Seiten, bei mir nämlich auch.

Vom Tunnel schwirren die tollsten Gerüchte von Trichter zu Trichter. Alle drei Eingänge sollen verschüttet sein. Ein Sanitäter, der einen Verwundeten zum Regimentsverbandsplatz gebracht hat, will wissen, daß sämtliche Offiziere im Tunnel gefallen seien, bei einer Besprechung verschüttet. Der Bataillonsadjutant macht auf dem Weg zum Regiment bei mir eine Atempause von nur Sekunden. In der Zeit raunt er mir zu: „Ganz ungeklärte Lage da vorne! Hauptmann Wild ist vom Regiment in den Tunnel geschickt. Um neun Uhr ist die letzte Meldung von dort gekommen." Er saust ab. Er verschwindet in den Wolken der Einschläge. Schließlich sehe ich ihn, wie er in langen Sätzen dem Rande der Kiesgrube zueilt und dort hinabspringt. Seit neun Uhr kein Lebenszeichen mehr vom Tunnel! Jetzt ist es drei Uhr durch. Hauptmann Wild wird schon Nachricht bringen. Ich habe doch eine große Unruhe. Aber der Tunnel hat doch mindestens 20 Meter Deckung, und die Kameraden vorn sind doch auch alte Frontsoldaten.

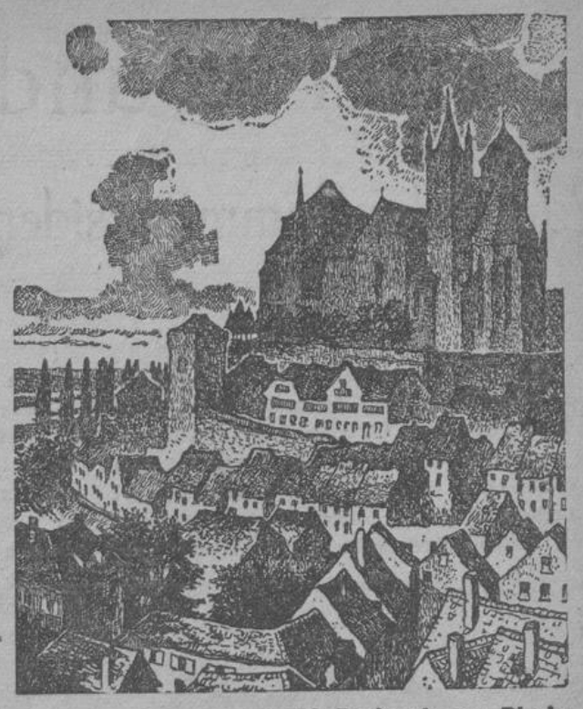
Plötzlich ist das Feuer auf dem Berge verschwunden. Menschen laufen auf ihm herum. „Der Franzmann kommt! Der Schangel ist auf dem Berg!" Wahrhaftig! Jetzt kann ich im Glase ganz deutlich die flachen Stahlhelme des Gegners erkennen.

„Neunte Kompagnie! — Marsch! Marsch!"

In langer Kette, mit großen Zwischenräumen, eilen wir dem Feinde entgegen. Links und rechts schließen sich die Nachbarkompagnien an. Ehe wir aber auf Schußweite heran sind, hat das feindliche Sperrfeuer uns erfaßt. Eine Feuerwand soll uns den Angriff verwehren. Wir müssen hindurch. Jetzt rächt es sich, daß wir so weit zurück in Reserve lagen. Dieser Lauf durch das Sperrfeuer kostet uns die dreifachen Verluste. Bei jedem Sprung werden wir weniger. Es mag sein, daß dieser oder jener nach einem Vorlauf nicht mehr die moralische Kraft hat, sich aus der Trichterdeckung zu erheben, aber diese sind doch nur wenige. Die lauten Aufschreie und die vielen Rufe nach den Sanitätern beweisen am klarsten, wie verheerend das Sperrfeuer in unsern Reihen wütet.

Endlich sind wir am Feind. Fast bis Nauroi hat er die vordere Linie überrannt. Handgranaten krachen. Maschinengewehre peitschen uns engegen. „Stellung! Visier zweihundertundfünfzig! Schützenfeuer!"

„Gruppenweise vorarbeiten!" Wie die Schlangen werfen wir uns von Trichter zu Trichter nach vorn. Wo wir einen Blaurock sehen, liegt auch schon das wohlgezielte Stotterfeuer unserer Maschinengewehre. Wir müssen mit der Munition haushalten. Zu viele Träger sind im Sperrfeuer geblieben. Noch immer macht sich ein Eingreifen unserer Kameraden im Tunnel nicht bemerkbar. Wir sehen, wie der Franzmann mit Flammenwerfern die Eingänge der Stollen ausräuchert. Dahin verfeuern unsere Maschinengewehre auf 4—500 Meter ihre letzten Gurte. In meinem Zuge habe ich noch neun Leute. Die andern sind gefallen oder verwundet. In dichten Schwärmen kommt jetzt der Feind über den Bergrücken. Wir jagen aus unsern Gewehren heraus, was ein sicheres Schießen nur zuläßt. Weiteres Vorgehen ist bei der feindlichen Ueberlegenheit einfach unmöglich. Vereinzelte Franzosen sitzen schon in dreißig Meter Entfernung in den Trichtern. Mit roten Flaggen winken sie Verstärkung herbei, ohne sich zu zeigen. Die dürfen dort nicht bleiben. Ich rufe Geiler zu: „Geiler! Die müssen weg!" Drei, vier Handgranaten fliegen im hohen Bogen hinüber. Zwei platzen genau im Ziel. Einer erhebt sich noch und will zurücklaufen, als die folgende Granate ihm auf dem Rücken zerplatzt. Nur noch augenblicksweise können wir einen Blick in das Gelände werfen, so fegen jetzt die Kugeln über den Rand unseres Loches. Mindestens drei Maschinengewehre bestreichen unsern Trichterrand. Wir nehmen die Spaten zur Hand und graben uns in den nächsten Trichter hinüber. Ich achte darauf, daß keine Erde nach draußen geworfen wird. Drei Meter sind es nur, die wir graben müssen. Aber wieviel Erd-



Alt-Breisach am Rhein

reich müssen wir unter uns drücken! Unser Loch ist bald ausgefüllt. Da stößt Mirau die letzte trennende Wand in den Nachbartrichter. hinunter. Wir gleiten hinein. Vorsichtig schaue ich über den Rand zum Gegner. Er hat unser Verdrücken nicht bemerkt. Die nächsten Löcher liegen näher zusammen. Bald sind wir zwanzig Meter rechts ausgewichen. Das ist unser Glück, denn unter dem Schutze des Maschinengewehrfeuers ist der Franzmann wieder auf Wurfweite herangekommen. Ganze Serien seiner Löffelhandgranaten fliegen in und um unsern alten Trichter. Mirau, der mindestens 50 Meter wirft, schätzt die Entfernung mit flüchtigem Beobachten ab. Ich lege mich zur Wurfberichtigung hinter einen Kreideblock. Die andern kriechen in den Nachbartrichter, um Mirau Platz zum Werfen zu geben. Sechs Handgranaten stellt er vor sich hin. Von allen schraubt er bedächtig den Verschluß ab. Noch einmal visiert er die Richtung an. Dann stellt er sich breitspurig hin, zieht ab und zählt: „Einundzwanzig, zweiundzwanzig." Dabei holt er aus, und die Granate fliegt im Bogenwurf zum Feinde, um in fünf bis sechs Meter Höhe über dem Boden zu zerplatzen. Schon beim ersten Wurf schreie ich: „Weiter! Gut!" Schnell folgen die sechs Würfe hintereinander. Drüben wird es ruhig.

Von rechts kommt der Befehl: Nicht weiter vorgehen. Die erreichte Linie ist auf jeden Fall zu halten!

In der Dämmerung graben wir Verbindungen von Trichter zu Trichter. Nun erst kommt es mir zum Bewußtsein, daß unser Kameraden im Tunnel nicht in den Kampf eingegriffen haben. Was ist aus ihnen geworden?

Wir hocken in der neuen Stellung zu zweien, zu dreien. Jeder Sinn lauscht gespannt nach vorn. Zwischen den einzelnen Kompagnien des Bataillons klaffen Lücken von über hundert Metern. Unsere ganze Kompagnie zählt noch siebenundzwanzig Gewehre. Als die Dunkelheit hereinbricht, treffen zur Verstärkung die Reserven der Trägertrupps endlich ein. Sie genügen kaum, um die Linie auch nur notdürftig zu besetzen. Sie bringen Gewißheit über das Schicksal unserer Kameraden im Tunnel. Einzelne Leute, die dem Geschick entrannen, haben gemeldet, daß der Tunnel vollständig zerstört ist. Der Tunnelkommandant hatte die Offiziere zu einer Besprechung der Lage am Luftschacht der Quergalerie versammelt, als eine schwerste Granate durch den Schacht den Weg in den Tunnel findet. Sie verschüttet sämtliche Offiziere. Ihre Sprenggase verbreiten Tod und Sterben durch die ganze Stellung. Die Leute an den Eingängen werden durch den gewaltigen Luftdruck ins Freie geschleudert. Dort erliegen sie dem rasenden Vernichtungsfeuer, und ihre Leichen verstopfen die Eingänge. Nur wenigen Soldaten gelingt die Flucht in die Reservestellung. Sie sind von den Geschehnissen beinahe wahnsinnig.

Ich vermag die grausige Botschaft garnicht zu fassen. Noch gestern war ich im Tunnel. Ich sehe die vielen Kameraden deutlich vor mir. Keiner dachte ans Sterben mehr als sonst. Nun sollen alle diese prächtigen Menschen nicht mehr atmen?

Ueber uns leuchten die Sterne in ewigen Weiten. Im Silberschimmer leuchtet das weiße zerrissene Land. Keine Leuchtkugel steigt empor. Kein Abschuß überhellt das stille Licht der Nacht. Nur das leise Klappern der Ausrüstung, das dumpfe Schurren der Spaten erinnern an den Krieg. Der Tod geht schlafen. Seine Ernte hat genügt.

Ein Schaudern und Grauen steigt in mir auf, wie die Nachtkälte, die mich in meiner verschwitzten Uniform schüttelt.

Ehe noch der Tag graut, werden wir abgelöst. Schweigend ziehen wir in die Artilleriestellung. Keiner spricht mit dem Nachbar.

Warum sind wir übrig geblieben? Konnten wir mit unserm Leben das unserer Kameraden retten? Solche Gedanken sind wohl bei jedem anzutreffen. Zunächst machen wir uns wieder marschfertig und werden rechts am Langen Rücken eingesetzt. Aus unserm stolzen Regiment ist ein schwaches Bataillon geworden.

Nach weiteren drei Wochen Stellung ziehen wir endlich in die Kasematten des Forts Witry vor Reims.

Wir sehen aus wie die Greise. Alle haben Vollbärte. Die Gesichter sind grau. Drei Wochen hat uns Waschwasser nicht berührt. Die Strümpfe in den Stiefeln sind verfault, die Füße entzündet. Die Nerven sind durch die ungeheuren Erlebnisse überreizt. Jeder sucht das Alleinsein. Nach Tagen, als wir abends auf unserm Lager liegen, klingt endlich leise ein Lied durch den Raum:

Wir liebten uns wie Brüder,
Der Tod hat uns getrennt.
Ihn riß die Kugel nieder,
Und meine Wunde brennt.
Wie kämpfst du so mutig,
Du lebensstarker Held,
Nun liegst du bleich und blutig
Zu Füßen mir im Feld.

Vielen stehen die Tränen in den Augen.

Aber der Krieg ist nicht die Zeit zu langer Trauer.

Neuer Ersatz trifft ein. Energischer Dienst schweißt uns zusammen. Bald marschieren wir wieder.

Schlaft wohl, Kameraden all, die ihr am Rabenberg euer Leben ließet. Neue Fronten rufen uns.

Denn Deutschland muß leben,
Und wenn wir sterben müssen!

Castel Gandolfo

Päpstliche Sommerresidenzen früher und heute

Die Tatsache, daß in diesem Jahre seit langer Zeit ein Papst wieder die heißen Sommermonate außerhalb Roms verbringt, hat einen Historiker veranlaßt, der Geschichte des Sommeraufenthalts der Päpste nachzugehen und im „Osservatore" in einer Aufsatzreihe darüber zu berichten. Der erste Aufsatz dieser Reihe umfaßt eine Zeitspanne von etwa tausend Jahren und reicht bis in die Mitte des

Eingang zur Villa Barberini.

siebzehnten Jahrhunderts, wo zum ersten Male Castel Gandolfo als Sommersitz eines Papstes bezogen wird.

Schon vom Papst Paul I. (757—767) wird berichtet, daß er sich im Sommer, um der Hitze und dem Fieber der Stadt zu entfliehen, in St. Paul vor den Mauern aufhielt. Damals war das Klima dieser Gegend gesund. Später brütete auch hier das Fieber, und die Mönche von St. Paul wohnten im Sommer in den höher gelegenen Teilen der inneren Stadt. Benedikt VII. (975—784) ließ sich in Orvieto in den umbrischen Bergen einen Sommerpalast bauen, der auch von seinen Nachfolgern bewohnt wurde. Damasus II. verbrachte den Sommer in Palestrina in den Sabinerbergen. Im elften Jahrhundert muß die Fiebergefahr des römischen Sommers besonders groß gewesen sein. Als der heilige Anselm von Canterbury 1098 nach Rom gekommen war, ließ er sich, weil ihm das Klima unerträglich war, von Urban II. die Erlaubnis geben, sich wieder zu entfernen und in einer gesunden Gegend den Herbst abzuwarten. Eugen III. (1145—1153) ließ in Segni im alten Latium eine Sommerresidenz errichten, in der auch viele seiner Nachfolger wohnten. Daneben wurde auch Orvieto noch oft aufgesucht. Gregor IX. (1227—1241) verbrachte den ersten Sommer seines Pontifikats in Anagni in den Sabinerbergen. Später baute er eine Sommerresidenz bei Terni in Umbrien. Urban IV. (1261—1264), der übrigens nie nach Rom kam, bevorzugte einen Sommersitz in Montefiascone nicht weit von Viterbo. Seine Nachfolger ließen diese Sommerresidenz vergrößern und ausbauen. Martin IV. (1281—1285) wohnte im Sommer vorzugsweise in der Burg von Perugia, Honorius IV. (1285—1287) hatte eine Vorliebe für Tivoli. Urban V. (1362—1370), der aus der Gefangenschaft von Avignon zurückkehrte, ließ Montefiascone ausbauen. Seine Nachfolger verbrachten den Sommer in Orvieto. Dort und in Magliane (nördlich von Rom) residierten im Sommer auch die Päpste der Renaissance. Hadrian VI. (1522—1523) schloß sich vor der Pestgefahr im Vatikan ein und ließ niemand zu sich kommen. Gregor XIII. (1572—1585) zog in der heißen Zeit nach Mondragone. Clemens VIII. (1592—1605) ging im Sommer in die Albanerberge nach Frascati, wo er in der Villa seines Neffen, des Kardinals Aldobrandini, wohnte. Mit Urban VIII. (1623—1644) beginnt die Geschichte der Sommerresidenz Castel Gandolfo, die jetzt für Pius XI. neu hergerichtet worden ist.

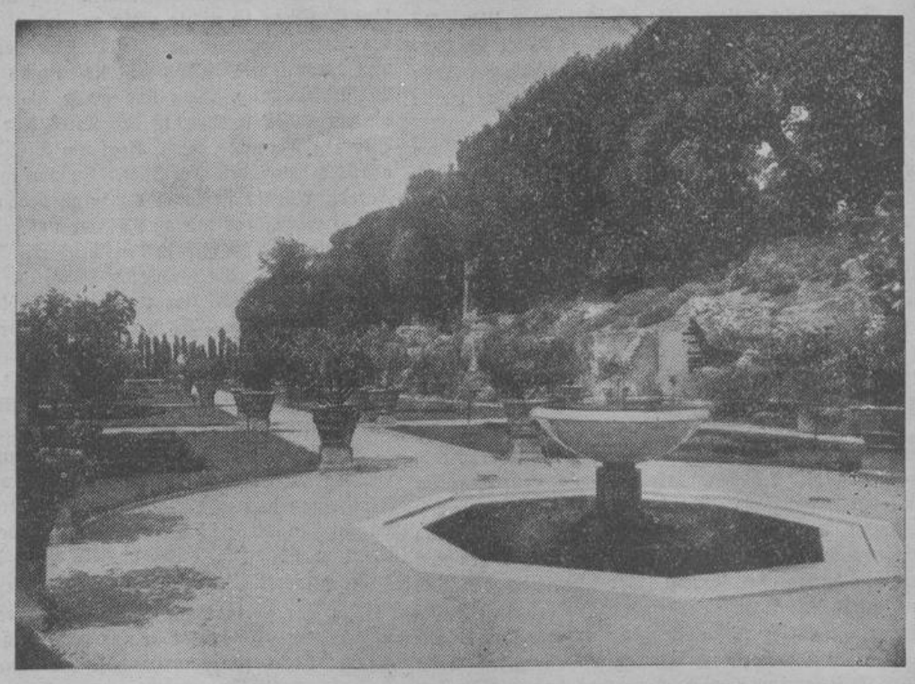
Gartenhaus der Villa Barberini

Die Villa Barberini

Castel Gandolfo, wohin in nächster Zeit der Papst übersiedeln wird, liegt in den Albanerbergen hoch am Rande des Kraters, den in der Tiefe der Albanersee ausfüllt. Seit der Besetzung des Kirchenstaates ist der alte Palazzo von den Päpsten nicht mehr benutzt worden. Vor drei Jahren ließ Pius XI. die Pläne für seine Restaurierung ausarbeiten. Inzwischen sind die Arbeiten vollendet. Auf ausdrückliche Anordnung des Papstes ist alles so eingerichtet worden, daß die Regierungsgeschäfte der Kirche auch in Castel Gandolfo, das von Rom aus in einer kurzen Autofahrt zu erreichen ist, weitergeführt werden können. Der eigentlichen Erholung soll die Villa Barberini dienen, die mit dem Palazzo durch einen besonderen Durchgang verbunden wurde. Eins unserer Bilder zeigt das Gebäude („casino"), das am Eingang der Villa Barberini steht. Es hat nach dem Park zu eine offene Loggia. Die Eingangsallee führt an der Rückseite vorbei.

*

Das Wort „Villa" bezeichnet im italienischen Sprachgebrauch einen großen Park. Das Haus, das darin steht, heißt „casino". Der Park der Villa Barberini ist seinem



Gartenanlage mit Ruinen

Umfang nach größer als die Vatikanstadt. Er ist terrassenförmig am Abhang der Berge angelegt und reicht fast bis zu dem Städtchen Albano. Das Bild, das wir auf der Titelseite dieser Beilage veröffentlichen, zeigt einen Platz mit Springbrunnen auf der obersten Terrasse. Im Hintergrund sieht man die Sommerhäuser, in denen die vornehmen römischen Familien die heiße Jahreszeit verbringen. Rechts im Vordergrund steht eine Säule, die zu den Ruinen eines alten Palastes des römischen Kaisers Domitian gehört. Ein Teil dieser Ruinen, mit einem sehr interessanten unterirdischen Gang, ist bei den Wiederherstellungsarbeiten freigelegt worden.

*

Die Gartenanlage mit Ruine, die unser drittes Bild zeigt, liegt auf einer tieferen Terrasse. Auch hier sieht man unter der Allee uralter Steineichen Reste von dem Mauerwerk des Domitianpalastes. Jede Terrasse bietet einen wunderbaren Ausblick auf die Rebenhügel der Albanerberge, auf Zypressen, Pinien und Olivenhaine, auf die weit ausgedehnte römische Campagna, die von den Resten der antiken Wasserleitungen durchschnitten wird. Links dehnt sich in der Ferne das leuchtende Band des Meeres.

*

Das Gartenhaus der Villa Barberini, das von einer prächtigen Steineiche beschattet wird, spendet dem Papst, wenn er lange Spaziergänge gemacht hat, Ruhe und Erfrischung. Ueber den Rand der niedrigen Mauer hinweg, die die Terrasse abschließt, sieht man auf die im Hintergrund aufragenden blauen Sabinerberge, davor die Kuppeln, Kirchen und Paläste auf den Hügeln der Ewigen Stadt.

Photos: Fotografia Pontificia G. Felici. Rom.

UNRUHE

Bildnis eines Menschen - Von Johann Luzian

Die Unruhe seines Lebens begann, als er, ein Gymnasiast noch, in der Lichtung eines großen norddeutschen Waldes auf dem Rücken lag, den Geruch von Blumen, reifen Himbeeren, saftigem Laub und modriger Erde verspürte und tagsüber weit und breit keinen Menschen sah. Er war während des Krieges zur landwirtschaftlichen Hilfsarbeit, mehr aber noch zur Stärkung seines langaufgeschossenen Knabenkörpers von der Schule auf das Land geschickt worden. Während der Reifemonate trieb er die Kühe in die Gehölze und Lichtungen, wo Gras und Kraut wucherten. Sie suchten sich ihr Futter, wo sie mochten und kümmerten sich wenig um den Hütejungen, der sie ebenso in Frieden ließ.

Der blonde lange Junge mit dem schmalen norddeutschen Schädel, den graublauen Augen und den kräftigen Gliedern verriet in seinem Aussehen, besonders jetzt, da er barfuß ging und einen alten, geflickten Anzug trug, die Herkunft vom Lande. Aber sie mußte schon einige Generationen zurückliegen, denn seine Züge wiesen Verfeinerungen auf, die ihm das Leben seiner Eltern und Großeltern in der Stadt vererbt hatte.

Nun begann sein Blut den alten Weg zu suchen, die Vergangenheit aufzuspüren und sich nach dem Ursprung unruhig zu sehnen. Er merkte an den Winden, die ihre Richtung wechselten und gutes oder schlechtes Wetter, Regen oder Sturm betrachten, daß Nord und West nicht nur geographische Begriffe seien, sondern Lebensmächte, Atem von Naturgöttern. Er sah den Himmel mit anderen Augen an und spürte, daß ein dichter Baum oder ein Hüttendach nicht vor ihm schützen könnte, wenn er zornig würde. Beim Nahen eines Gewitters wurden die Kühe unruhig und hörten auf, zu fressen. Auch in dem städtischen Jungen sammelte sich die Spannung, und er erschrak vor der Ohnmacht aller Kreatur auf der Erde. Er duckte sich nieder vor dem blitzenden, grollenden Himmel und schielte schräg hinauf zu den gelbbraunen Wolkenriesen. Aber auch zu dem Kleinen, Unscheinbaren, das er bisher kaum ernstlich in seinem Knabenleben beachtet hatte, fühlte er sich hingezogen; alles vereinte sich zu einer großen Ordnung hier draußen auf dem Lande, förderte oder vernichtete einander. Zu diesem Leben kehrte er mehr und mehr heim, wie in eine verschollene Heimat, und es war ihm bald selbstverständlich, daß er hier auf der Erde lag und nicht mehr in einer Schulklasse hockte.

Dann war der Sommer zu Ende, auch der Herbst mit seiner gesegneten Arbeit und der prahlenden Fruchtbarkeit, den Farben und dem Verlodern des Jahres. Der Junge war braun und kräftig geworden, seine Augen blickten ernster und tiefer. Er war aus seinen Anzügen herausgewachsen, sah bäurisch und ungepflegt aus. Nach Bauernart sprach er Platt und Hochdeutsch durcheinander, nach Bauernsitte grüßte er Fremde an seinem Weg. Er nahm stillen Abschied von den Leuten seines Sommers und der Landschaft, von den Tieren und dem Walde. Niemand sah ihm lange nach, keiner machte große Worte. Nur die stillen, braunen Augen der Kühe sah er noch lange und roch an seinem Aermel, an dem das Vieh die Hörner gerieben hatte.

Nun fuhr er mit der Bahn durch das flache weite Land nach der Stadt zurück. Einmal hielt der Zug mitten auf der Strecke vor einer Station. Mitten im Moor, in einer Urlandschaft mit Sumpf und Schilf und torfbraunem Wasser, zwischen Birken und Erlen, Heide und Gras stand der Zug still. Der schwarzgraue Abendhimmel hing düster darüber. Aber die Augen des Jungen leuchteten. Hier sprach ihn etwas aus ewigen Zeiten an, Schauer und Geheimnisse, unerlöste Erde, die nach dem ersten Zugriff des Menschen verlangte. Er hatte unter die Heidesoden gesehen, die er mit Hacke und Schaufel umwarf, hatte unter die Rinde der Erde geschaut.

Dann fuhr der Zug weiter, und bald kam eine andere Landschaft: das Gelände der Güterbahnhöfe vor der Großstadt mit endlosen Schienensträngen und Lagerschuppen, Fabriken, Gasometer, Schlote, Etagenhäuser, quadratische Riesenblöcke — gemeistert von Menschenhand, zum Ende geführt seit der Urzeit, von der das Moor noch Kunde gab. Hier rief ihn das andere Leben, welches er einen Sommer lang verlassen hatte. Nun zog es ihn wieder an sich mit seinen Lockungen, seiner geistigen Behendigkeit. Und bald war der Gymnasiast wieder ein normaler Schüler, ein Sohn des großstädtischen Lebens, sah gepflegt und ordentlich aus und gewöhnte sich das Plattsprechen ab, worüber seine Eltern, die alles Ländliche mit leiser Verachtung ansahen, sich freuten. Und doch war der Junge nicht mehr derselbe wie früher, und in seinem Wesen hörte die unruhige, unerklärliche Sehnsucht nicht auf, die ihn so oft im Walde überkommen hatte.

Nach dem Kriege, als der Wert der Examina zweifelhaft geworden schien, verließ der junge Mann die Schule vor der Abschlußprüfung und trat in die kaufmännische Lehre. Die Zeit war wie geschaffen zum Geldverdienen, und jeder begann auf seine Weise den sterbenden Staat auszukaufen. Nach einem Jahre hatte der junge Mann ein Bankguthaben, nach einem weiteren Jahre konnte er es durch spekulative Nebengeschäfte verzehnfachen, aber in einem Vierteljahre darnach war es der Inflation zum Opfer gefallen. Nun war der Rausch, der ihn während der letzten Jahre mehr und mehr befallen hatte, wenn ein Geschäftchen nach dem anderen glückte, dahin, und nicht nur das Geld an sich hatte für ihn jede Bedeutung verloren, da es heute noch ein Haus, morgen aber nicht einmal eine Fuhre Steine und übermorgen keinen armseligen Balken mehr wert sein konnte, — auch der Beruf, der sich auf diesem brüchigen Grund aufbaute, war ihm verleidet. Und da es Frühling war, März voller Sehnsucht, Himmel voller Winde, Welt ohne Grenzen und Straßenland voll Freiheit, entlief er Beruf und Lehre und wanderte davon. Mit einem Freunde walzte er durch die Lüneburger Heide, dem Weserland zu, von Hügel zu Hügel trug sie der Frühling. Sie fochten sich durch das Land, arbeiteten hie und da einen Tag, schliefen im Heu oder im Walde, als es Mai und Juni wurde, kamen zum Rhein und fühlten sich vogelfrei. Sie liebten Deutschland, das grüne Vaterland, in seinen Dörfern und heimlichen Städtchen, und sie mieden die großen Plätze. Den ganzen Sommer über lagen sie auf den Landstraßen. Im Herbst strebten sie nach der Heimat zurück und freuten sich wieder ihres ernsten wolkigen Himmels und der weiten ruhigen Ebenen. Je näher sie ihrer Vaterstadt kamen, desto fester wurden ihre Vorsätze, das Leben der Landstraße nun hinter sich zu werfen und aufs neue einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Voll Wissensdurst besuchten sie als Gasthörer die Universität, stritten miteinander über Kant und Schopenhauer, stopften sich voll Bücherweisheit mit einem Hunger, der unersättlich schien. Aber als das Frühjahr kam, widerstand nur der Freund den sehnsüchtigen Winden, der andere riß sich von Schule und Hörsaal wieder los und verriet die guten Vorsätze des Winters. Er schloß sich einer Gemeinschaft von jungen Siedlern an, die in der Heide Land erworben hatten. Er stach Torf und verhökerte ihn für die notwendigsten Lebensmittel. Um eine verfallene Hütte, in der er hauste, lag sein kleiner Acker, den er mit geliehenem Gelde gekauft hatte. Hafer und Kartoffeln gediehen spärlich darauf, das Gemüse vertrocknete in der Sommerdürre, die Beerensträucher, die er gesetzt hatte, gingen ein und im Herbst, als er mit Torf heizte, brannte die Hütte nieder. Er sah den prasselnden Flammenschein, während er gebückt über dem Spaten im Mond stand. Seine wenigen Habseligkeiten verbrannten, ärmer als je stand er auf seinem abgeernteten Acker inmitten der weiten düsteren Einsamkeit des Oktober. Mit einem Fluch warf er den Spaten in die rauchenden Trümmer, verkaufte seinen Grund und wanderte mit schwerem Herzen davon. Es zog ihn nach dem Süden. In München überwinterte er, war Verkäufer in einem Warenhaus, Kellner in einem Café. Im April fuhr er über den Brenner nach Venedig mit dem Strom der Deutschen, die gleich ihm die Sehnsucht nach dem Himmel des Südens lockte. Er wurde Kellner in Ricicone, Eisverkäufer in Florenz, Fremdenführer in Neapel und Pompeji, Zeitungsverkäufer in Rom und Photograph in Genua. Dann überkam ihn wieder ein unbändiges Verlangen nach Deutschland. Er hatte den Himmel, die Sprache, die Städte Italiens satt und machte sich auf die Heimreise. In Hamburg machte er seine Fahrprüfung und erhielt den Führerschein. Er wollte, da er Geld in Aussicht hatte, später eine Autoreparaturwerkstätte, eine Großgarage oder etwas Aehnliches eröffnen. Das Fahren wurde ihm zur Leidenschaft. Fahren, fahren! Die Tage, die Nächte hindurch, nach Westen, nach Süden, über alle Straßen, hinaus aus den Städten, hinein in das grüne Land, in das Hügelland, in die Ebenen! Ruhig und sicher saß er am Steuerrad, den Fuß auf dem Gashebel, die Augen über der Straße. Zuweilen schweifte sein Blick über die Aecker, über das Gartenland, über die Wälder. Er umarmte das alles, hielt den Wagen da und dort mitten auf der Landstraße an und lauschte den Lerchen, lauschte dem Sausen in den Baumkronen. Er erinnerte sich des Sommers, da er die Kühe gehütet hatte. Damals war die Unruhe in ihn gekommen. Das Ahnenerbe war in seinem Blute erwacht. Er hatte die Feuer seiner Herkunft rauchen sehen, und da er die Heimstatt nicht fand, war er unstet wie ein Verstoßener geworden, war von Beruf zu Beruf, von der Stadt zum Land, vom Lande zur Stadt geirrt, haltlos, heimatlos. Nun fuhr er als Chauffeur, um des Fahrens willen, fuhr kreuz und quer durch Deutschland, wohin man ihn schickte. Aber gehörte ihm auch alles Land an den Straßen so weit seine Augen sahen, — wie mußte er einen Kätner beneiden, der sein Tagwerk Acker und sein niedriges Haus wirklich zu eigen hatte und mit ihnen sorgend und mühend verwuchs, sein Leben und seine Seele mit dieser Nahrung füllend!

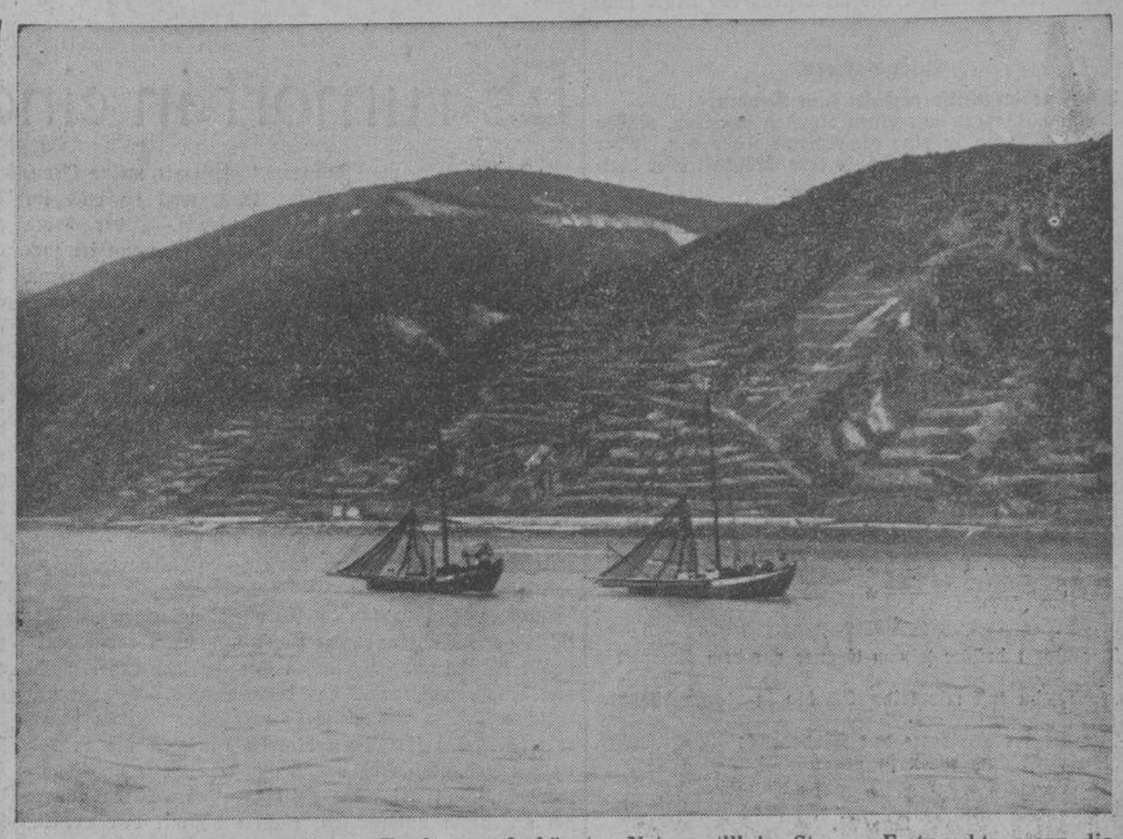
Eines Nachts verunglückte er. Er war durch das Stader Land auf Hamburg zu gefahren, seine Blicke waren immer wieder nach dem hellen, mondbeschienenen Elbstrom, der breit und ruhig dort in der Ferne lag, abgeschweift. Amerika! dachte er. Ein großer Dampfer mit vielen Lichtern fuhr den Strom abwärts. Vielleicht kommt man drüben, in einer neuen Welt, zur Ruhe, vielleicht kann man dort, wo die Geschichte jedes Lebens mit einem neuen Blatt beginnt, die Vergangenheit auslöschen.

Dann stieß der Wagen mit dem rechten Vorderrad gegen einen Chausseestein, wurde herumgerissen und überschlug sich im Graben. Der Chauffeur flog durch die Windschutzscheibe, die splitternd in Stücke ging, auf einen Acker. Sein Blut sickerte in die feuchten schwarzbraunen Krumen. Als man den Toten fand, hielt er in beiden Fäusten verkrampft eine Handvoll Erde.

WOCHENEND

Fischfang auf dem Rhein

Ein Handwerk, das seinen goldenen Boden verloren hat



Bei Tage liegen die Kutter mit zum Trocknen aufgehängten Netzen still im Strom. Erst nachts, wenn die störende Schiffahrt auf dem Rhein ihren Betrieb einstellt, werden die Netze zum Fang ausgeworfen

„Dort, dort seht mal, da sind die Fischer bei der Arbeit, die uns für heute mittag den frischen Rheinsalm aus dem Strom holen!" rufen wohl die Reisenden, wenn sie mit den weißen Personendampfern auf ihrer Rheinfahrt an einem der Fischkutter vorbeifahren, die still im Strom vor Anker liegen. Einem aufmerksamen Beobachter kommt es allerdings etwas sonderbar vor, daß alle diese Fischkutter im Rhein ihre Netze hoch an den Masten aufgezogen haben. Die spielen leicht im Winde statt still und tückisch unter Wasser zu liegen. Wer Fische fangen will, sollte man meinen, muß seine Netze doch auswerfen.

Nun, die Rheinfischer werfen ihre Netze auch aus. Allerdings tun sie das nur noch nachts, denn seitdem Hunderte von Schleppzügen und Personendampfern mit ihren Schrauben und Schaufelrädern von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang das Wasser des Stromes aufwühlen und in hohen Gischtwellen schäumend am Ufer entlang laufen lassen, seitdem sind die Rheinfischer gezwungen, ihre Arbeit über Tage ruhen zu lassen. Sie müssen nachts, wenn die Schiffahrt ruht und der Strom ruhig dahingleitet, an die Arbeit gehen. Ihr mühsames Gewerbe ist dadurch nicht gerade leichter geworden.

Aber auch nachts ist heute nicht mehr allzuviel zu fangen; denn unter den Fabrikabwässern, die überall in den Rhein geleitet werden, hat der Fischreichtum des Stroms sehr gelitten. Besonders großen Schaden verursachen die oft giftigen Abwässer der riesigen chemischen Fabriken.

Wer heute noch seine Netze auf dem Rhein auswirft, muß darum schon sehr auf dem Posten sein, wenn er auf seine Kosten kommen will. Und das umsomehr, als die eigentliche Fangsaison nur sehr kurz ist und in wenigen Sommermonaten nicht nur die hohe Fischereipacht (sie schwankt nach den verschieden günstigen Plätzen zwischen 300 und sechstausend Mark im Jahr!) sondern auch der gesamte Jahresverdienst herausgewirtschaftet werden muß.

Wer im Sommer etwas fangen will, muß sich darum schon während der stillen Frühjahrsmonate auf den kommenden Segen rüsten. Lange vor Beginn der Fangsaison werden auf den Kuttern — während sie scheinbar noch im tiefsten Schlaf im Hafen liegen — die notwendigen Vorbereitungen in Angriff genommen. Mit der Ausbesserung aller Schäden am Boot und Geräten vergeht mancher Tag. Teereimer und Pinsel kommen nicht zur Ruhe; denn ein Fischer, der seinen Kutter erhalten will, muß allzeit auch ein guter Anstreicher sein.

Besondere Sorgfalt aber muß den eigentlichen Fanggeräten zugewandt werden, den Fischnetzen und Aalreusen. Manches Netz ist im vergangenen Sommer verbraucht und zerschlissen. Es wird sorgfältig untersucht und geflickt, eine Arbeit, an der auch die Fischerkinder mithelfen. Aber auch das sorgfältigst gehegte Netz ist eines Tages verbraucht. Ein neues kostet immer noch seine guten vier- bis fünfhundert Mark. Darum strickt sich der sparsame Fischer an den langen Winter- und Frühjahrsabenden seine Netze selbst. Zwar braucht er dann immer noch für etwa zweihundert Mark Hanf oder Baumwolle, aber die Differenz ist doch groß genug, daß es sich wohl lohnt, drei Monate Arbeit an ein neues Großnetz zu wenden.

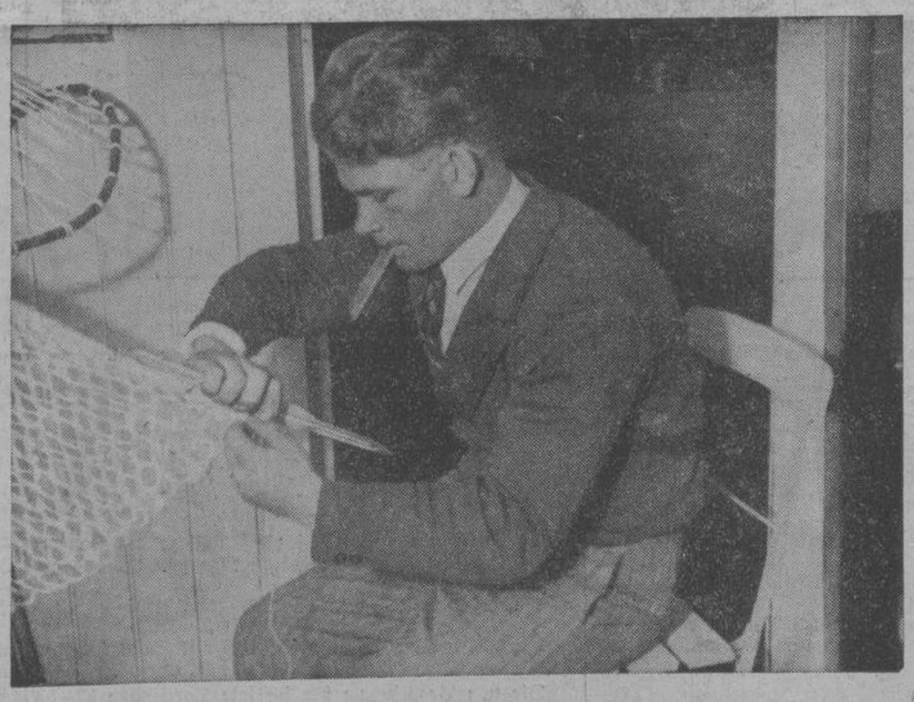
Ist das Netz nach endlosen Abenden eintöniger Strickarbeit endlich vollendet, so muß es noch gegen Fäulnis imprägniert werden, ehe es gebraucht werden darf. In großen Teerkesseln, die der Fischer immer auf seinem Kutter mit sich führt, wird in kochendem Wasser das teerähnliche Produkt einer indischen Pflanze aufgelöst, und in der braunen brodelnden Brühe erhält dann das neue Großnetz seine erste Taufe. Dann spannt man es am Mast zum Trocknen aus. Doch noch immer ist es nicht gebrauchsfertig. Es muß noch ein zweites und drittes Mal im kochenden Kessel imprägniert werden. Viele Tage gehen so hin, bevor alle Vorbereitungen getroffen sind.

Ganz ruht die Fischerei jedoch während der vorbereitenden Frühjahrsmonate nicht. Wenn es sich auch vor der eigentlichen Fangsaison, die erst Mitte bis Ende Mai beginnt, noch nicht lohnt, sich mit Großnetz und Kutter in den Strom zu legen, so versuchen die Fischer doch schon, mit dem Kleinnetz auf Fang auszugehen. An wenig von der Schiffahrt behinderten Stromstellen werfen sie bei Tage vom Nachen aus das Kleinnetz aus, um vielleicht soviel zu fangen, daß wenigstens ein Teil der Unkosten der Wartezeit aus dem Kleinverkauf gedeckt werden kann.

Wenn dann endlich die Zeit gekommen ist, in der die Fische zu ziehen beginnen, verlassen die Kutter den Hafen und legen sich an besonders fischreichen Plätzen vor Anker. Nun setzt eine Zeit ruheloser Nachtarbeit ein. Sobald die Dämmerung über dem Rhein niedergesunken ist und die letzten Schleppzüge sich vor Anker gelegt haben, wird alles an Bord lebendig. Das lang, spitz zulaufende Netz wird vom Mast herabgelassen und langsam in den Strom gesenkt. Zwei lange Balken, die senkrecht zum Schiff stehen, halten sein vorderes Ende. Der eine dieser Balkan senkt sich, mit Ketten beschwert, auf den Grund nieder, während der andere nur wenige Zentimeter eintaucht. Voll flutet der Strom nun in das Netz und zieht es zu einem langen spitzen Schlauch aus, dessen Maschen am Ende enger und enger werden. Vor allem Aale werden mit dieser Art Netzen gefangen. Der Strom treibt sie mit sich in den durch die Balken weit offen gehaltenen Netzmund. Sie gleiten an den Maschen entlang und fangen sich schließlich in der Reuse am hinteren Netzende. Der Weg zurück ist durch trichterförmige Netzkehlen versperrt.

Am frühen Morgen, wenn die Dämmerung grau hinter dem Horizont heraufzusteigen beginnt, ziehen die Aalschocker ihre Netze wieder ein. Die Balken, die den Netzmund halten, werden hochgewunden, sodaß das Netz selbst aus der Tiefe des Stromes auftaucht und an der Oberfläche schwimmt. Mit dem Nachen wird dann der Fang aus der Reuse geborgen. Oft haben sich nur wenige Aale in den Maschen des Netzes gefangen, kaum mehr als zehn oder zwanzig Stück. So geht es oft viele Nächte. Jeden Morgen muß der Fischer die gleiche Enttäuschung erleben, bis er dann eines Tages die freudige Genugtuung erlebt, daß in der vergangenen Nacht ein ganzer Zug von Aalen an der Liegestelle seines Kutters vorübergezogen ist. Dann endlich kann er den Lohn so vieler Mühen ernten. Quirlend winden sich die Aale in ungezählter Menge in der Reuse, die so schwer ist, daß zwei Mann sie kaum in den Nachen hineinziehen können. Nacht für Nacht wiederholt sich jetzt der große Fang, solange, bis erneute Veränderungen des Wasserstandes die Aale einen neuen Weg wählen lassen. Sie ziehen jetzt wieder glücklich an den Netzen dieses einen Kutters vorbei, um dann vielleicht wenige Kilometer stromabwärts umso sicherer einem andern Fischer ins Garn zu gehen, der während all der Zeit vorher vergeblich auf Großfang gewartet hat.

Der Aalfang ist heute noch immer der lohnendste Zweig der Rheinfischerei, denn trotz der Verminderung des Fischreichtums werden auf dem Rhein allein auf preußischem Gebiet pro Jahr immer noch mehr als dreihunderttausend Pfund Aale gefangen. Die ehedem vor allem auf dem Niederrhein so blühende Lachsfischerei ist jedoch mehr und mehr zurückgegangen. Der Rheinsalm, der für gewöhnlich „frisch gefangen" die Speisekarten der zahllosen Rheinhotels ziert, ist meist importiert.

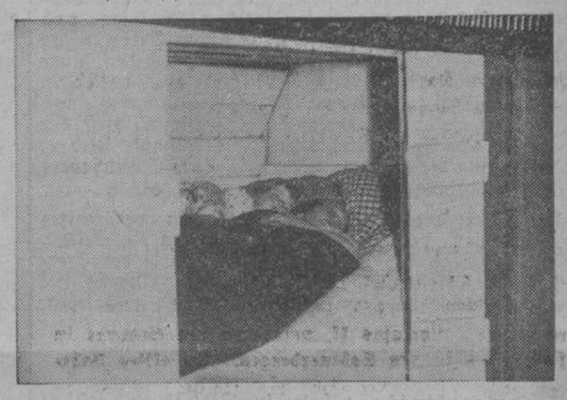


Beim Netzstricken

Nur an ganz wenigen Stellen wird heute noch am Rhein Lachs gefischt. Am Niederrhein, wenige zehn Kilometer oberhalb der holländischen Grenze fängt man ihn mit dem mehrere hundert Meter langen Lachszugnetz, dem sogenannten „Salmzegen".

Die große Breite des Stromes, auf der sich die Wellen der Schiffe verlaufen, erlaubt es, hier bei Tage zu fischen. Von einer Insel aus fährt ein Nachen in den Strom. Zwei Fischer werfen Meter für Meter das mit einem Tau an Land befestigte Lachszugnetz aus, das zu einem riesigen Berg im Vordersteven des Nachens aufgetürmt ist. Stück für Stück senkt es sich in die Fluten. Sein mit Blei beschwerter unterer Rand sinkt auf den Grund nieder, während sein oberer Rand an Korken auf der Oberfläche schwimmt. Fast einen Kilometer fahren die Fischer stromab, ehe sie das ganze Netz ausgeworfen haben und mit seinem Ende an Land gehen. Ein großer Halbkreis ist nun von dem Netz eingeschlossen, das jetzt mit dem Seil, dessen Anfang am Ufer befestigt wurde, Zug für Zug eingeholt wird. Immer enger drängen sich die gefangenen Lachse zusammen, bis schließlich die silbernen Fischleiber wild um sich schlagend aus der Flut auftauchen.

Der Lachsfang mit dem Salmzegen ist am deutschen Niederrhein in den letzten Jahren so gut wie ganz ausgestorben. Wer heute noch von den Fischern auf Lachse ausgeht, fängt sie für gewöhnlich mit der „Salmwippe", einem für den Lachsfang eingerichteten Kutter, der ebenso wie die Aalschocker nur nachts arbeitet. Eine heute noch verhältnismäßig ertragreiche Lachsecke liegt wenige hundert Meter oberhalb der Loreley. Die flachen Salmwippen, die dort vor Anker liegen, werfen ihre Netze in der Nähe des Ufers nur an solchen Stellen aus, da das Wasser im Gegenstrom bergwärts treibt, und zwar so, daß das Netz, dessen obere Kante am Bordrand befestigt ist, oberhalb des Kutters liegt. Der Fischer steht nun an Bord, seinen Blick unverwandt — wie der Angler auf den Schwimmer — auf das Wasser gerichtet, um sofort, wenn ein stromaufziehender Lachs in das Netz stößt, eine Sperrvorrichtung auszulösen, die in Sekundenschnelle den weit offenstehenden Rachen des Netzes schließt. Jeder Fisch muß mit der Salmwippe also einzeln gefangen werden. Es ist keine leichte Arbeit, Nacht für Nacht auf der Lauer zu liegen, um auf die eine Sekunde zu warten, in der ein Lachs das Netz berührt. Denn tatsächlich, diese eine Sekunde ist entscheidend. Wird nicht die Wippe mit

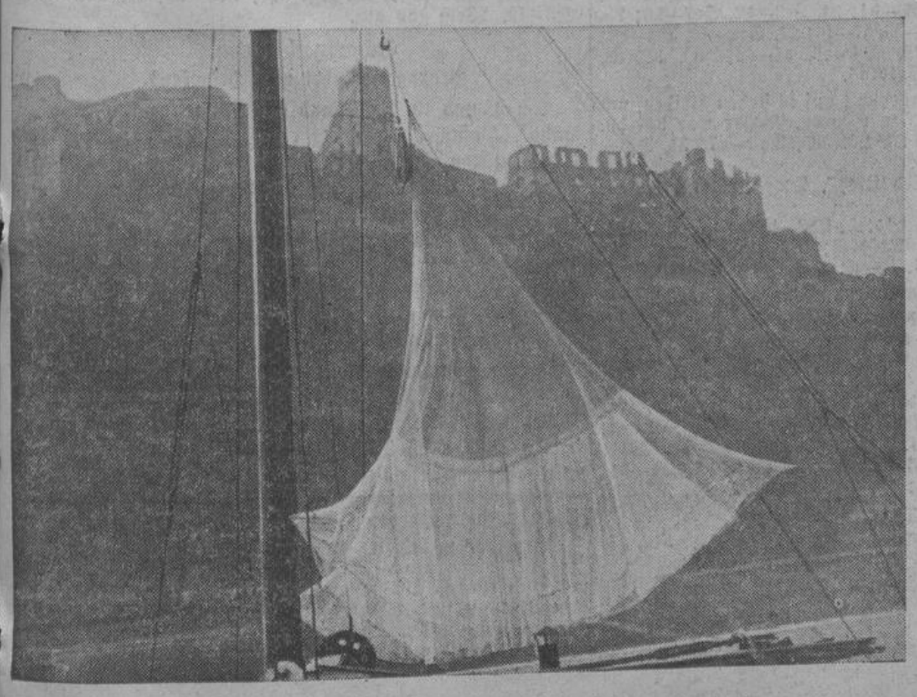


„Kinderstube" in der Koje des Kuters

Blitzesschnelle ausgelöst und so das Netz geschlossen, dann ist der wendige Lachs auch sofort wieder verschwunden. Ihm den Rückzug abzuschneiden, bevor er noch recht gemerkt hat, daß es nach vorn keinen Ausweg gibt, ist die Kunst, die jeder Salmwipper beherrschen muß, wenn er nicht nach vielleicht vielen Nächten vergeblichen Wartens die heiß ersehnte Beute im entscheidenden Augenblick doch noch wieder dahin ziehen sehen will. Es kommt vor, daß der Fischer über eine Woche lang Nacht um Nacht auf das dunkle Wasser starrt, ohne überhaupt auch nur einen Lachs an seinem Netz zu spüren. In guten Nächten jedoch bringt er es auf drei, vier Stück. In glücklichen bestenfalles auf zehn oder zwölf. Aber solche glücklichen Nächte gibt es in jedem Jahr vielleicht nur einmal. Am besten kann die Schwierigkeit des Lachsfischens wohl die Zahl der Lachse veranschaulichen, die heute noch gefangen werden. Es sind auf dem ganzen Rhein in einem langen Jahr insgesamt nur sechs- bis achttausend Stück!

Wie man daraus ersehen mag, hat das mühselige Fischerhandwerk auf dem Rhein seinen damals goldenen Boden längst verloren. Der viel gerühmte Rheinsalm ist heute also tatsächlich nur noch auf den Speisekarten eine Alltäglichkeit. Wenn nicht sehr energische Maßnahmen die stets fortschreitende Vergiftung des Stromes mit Fabrikwässer eindämmen, dann wird leider der Tag nicht fern sein, an dem lebende Lachse im Rhein überhaupt ein Wunder sein werden.

Die selbstgestrickten Großnetze müssen vor Gebrauch erst im kochenden Teerkessel gegen Fäulnis imprägniert werden



Nach dem Fang wird das Kleinnetz zum Trocknen aufgehängt

Text und Photos: Martin Dey

Heitere Welt.

Doppelte Buchführung.

Herr Berg geht aufs Reisebüro und fragt:
„Wieviel kostet eine vierzehntägige Reise durch Schweden?"
„Etwa 600 Mark für Sie und Ihre Frau . . ."
„Meine Frau? Nein, die kommt nicht mit!"
„So? Na, da müssen Sie mindestens 800 Mark rechnen!"

*

Beim Rasieren.

Der Barbiergehilfe erzählte dem Kunden:
„Jedesmal, wenn wir einen Kunden schneiden, müssen wir zehn Pfennig in eine gemeinsame Kasse tun. Aber heute ist mir das egal. Ich habe eine Erbschaft über dreitausend Mark gemacht."
Der Kunde ließ sich nicht fertig rasieren.

*

Schnelle Erkenntnis.

Tim: „Sag bloß mal, warum bist Du denn so plötzlich ausgezogen, nachdem Du beinahe ein Jahr dort wohnst und immer so für Deine Wohnung geschwärmt hast?"
Tom: „Ich entdeckte, daß kein Bad im Hause ist."

*

Namen.

„Wie heißt du, mein Junge?"
„Ede."
„Das heißt nicht Ede, das heißt Eduard. Und wie ist dein Zuname?"
„Schmidtuard, Herr Lehrer."

*

Boxer.

Der Boxer drückte seinem Gegner vor dem Kampf die Hand:
„Hallo, du tust mir leid. Ich bin in Boxhandschuhen geboren!"
Der Gegner erwiderte den Händedruck:
„Du wirst auch darin sterben!"

*

Das Ei.

Jeden Morgen bekommt Klein-Hilde zum Frühstück ein Ei.
Neulich aß sie es seufzend und sagte:
„Ich wollte, Hühner legten auch mal was anderes als immer nur Eier!"

*

Beim deutschen Generalkonsulat in Konstantinopel war vor vielen Jahren ein alter, verknöcherter Beamter Kanzleichef. Er beschwerte sich nun in einem Brief, den er an den Kanzler persönlich richtete, über einen jungen Vize-Konsul, da derselbe seinen persönlichen Ansichten nach während der Dienststunden ein unmögliches Betragen an den Tag lege. Er schrieb unter anderem, daß der junge Mann die Würde des Amtslokales verletze, da er in Hemdsärmeln Dienstarbeiten erledige und zudem noch Gassenhauer pfeife. Er schrieb dabei: „Kürzlich pfiff der Vizekonsul das Euer Durchlaucht wohlbekannte Lied ... (es folgte nun die ganze erste Strophe eines Gassenhauers der damals gesungen wurde).

Kurze Zeit darauf kam aus Berlin ein versiegeltes Schreiben von der Reichskanzlei an den Kanzleichef. Furchtbar erregt und freudigst bewegt öffnete der Empfänger den Briefumschlag. Seine eigene Angabe fiel heraus und diese trug von des Fürsten Hand geschrieben, folgende Bemerkung: „Ich kenne das von Ihnen angeführte Lied überhaupt nicht." „Bismarck."

*

Ernst von Possart hatte in Petersburg gastiert und erschien nach der Vorstellung als Gast im Deutschen Klub, wo man ihm noch einmal Ovationen bereitete. Die Herren des Vorstandes traten im Laufe des Abends an den Künstler heran und teilten ihm mit, daß der Klub die Absicht hege, ihm zur Erinnerung an Petersburg eine schöne Dankadresse ausfertigen zu lassen, doch man sei sich nicht ganz im klaren über seine Titel und bäte ihn deshalb freundlich, sie bekanntgeben zu wollen.

„Aber ich bitte Sie, meine Herren," wehrte Possart bescheiden ab, „lassen Sie um Himmels willen diese dumme Titelgeschichte fort. Schreiben Sie doch ganz einfach: Herr Generalintendant Geheimrat Professor Doktor Ritter Ernst von Possart!"

Sein Retter.

Der Chef: „Drei Tage Urlaub, um Ihrer Frau beim Großreinemachen zu helfen? Ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen!"
Der Angestellte (zu Tränen gerührt): „Ich danke Ihnen, ich wußte ja, daß ich mich auf Sie verlassen kann!"

Der Ahnungslose.

„Was ist As 203!"
„Hm, warte mal, ich habe es auf der Zunge!"
„Um Gottes Willen sei vorsichtig — es ist Arsenik!"

Schonzeit.

„Kinder", sagt die Mama ermahnend zu Lisa und Paul, „heute müßt Ihr aber ganz artig sein. Papa hat eine schlimme Hand und kann Euch nicht verhauen!"

Ehestreit.

„Mit einem Wort, Du bist ein unausstehlicher Mann!"
„Und Du eine unausstehliche Frau mit vielen Worten, das ist der Unterschied!"

Es rumort in einem hohlen Zahn

„So geh doch zum Zahnarzt," schimpft meine Frau, wenn sie nachts nicht schlafen kann, weil ich mich im Bette wälze und nicht zur Ruhe komme. „Aber heute gehst du bestimmt hin," entläßt sie mich, wenn ich zum Geschäft gehe. „Warst du zum Zahnarzt?" fragt sie, wenn ich heimkomme. Ich habe natürlich „ja" gesagt, „ich gehe heute." Aber ich bin den einen Tag nicht gegangen und nicht den andern.

„Waren Sie schon zum Zahnarzt," fragt ein Bekannter, als er von meinen Zahnschmerzen hört. Eigenartig, es ist mir, als müßte ich's jedem erzählen, daß ich's mit den Zähnen zu tun habe. Es soll wohl eine Entschuldigung sein für das dumme Gesicht, das ich mache, wenn mich die Zähne plagen.

„Lassen sie ihn doch ziehen", rät ein Grobian. — Rausziehen! als wenn ich nicht schon genug Zähne losgeworden wäre.

„Ist er hohl?" erkundigt sich ein Neugieriger. „Natürlich ist er hohl, eine ganze Faust kann man reinstecken!" brülle ich ihn an. „Da lassen Sie ihn doch besser plombieren. Plombieren ist das beste, wenn's noch nicht arg schlimm ist." — Als wenn es noch nicht schlimm genug wäre! Meine sämtlichen Nerven fibrieren bis in den kleinen Zeh. Ich muß nachts aus dem Bette und nachtwandeln, kann bei Tage nicht arbeiten. Wenn andere sich angenehm unterhalten, wackele ich mit den Beinen, weil meine Nerven Chimmy tanzen.

Ich horche nur noch auf, wenn man von Zahnschmerzen redet. Natürlich tut man das boshafterweise immer nur mit Bezug auf mich. Das ärgert mich. Aber es könnte mir schließlich doch einer helfen, daß ich die Schmerzen los werde, darum schlucke ich meinen Aerger und horche hin. Und sie tun alle, als wollten sie mir helfen. Ratschläge geben sie . . .! Schnaps soll ich an den Zahn gießen, Kognak. So eine Gemeinheit. Der Kerl weiß nämlich genau: ich lebe zwanzig Jahre abstinent und kann Fusel nicht riechen. Ein anderer sagt, ich soll Nelkenöl an den Zahn tun. Nelkenöl!!! Schließlich redet mir noch einer von der Poesie des Zahnweh's. Nelkenöl!! Warum soll ich nicht gleich in den Verschönerungsverein gehen? — Brei soll ich kochen und heiße Umschläge machen. Einer empfiehlt Kamille, der andere Mehlbrei. Der eine will, ich soll den Brei hinter die Backe legen, ein anderer rät, ihn außen anzukleben. Durch Hitze soll ich den Schmerz vertreiben! Hitze auf jeden Fall! Die Hitze ziehe den Schmerz heraus — eine kräftige Ohrfeige könne die Backe auch in Hitze bringen, meint jemand. — Nein, ich soll den Mund voll kalt Wasser nehmen, rät wieder ein anderer. Aber auch der hat's mit der Hitze. Ich müsse mich dann auf die heiße Herdplatte setzen, bis Dampf aus der Nase komme, dann koche das Wasser im Munde und die Zahnschmerzen seien weg . . . Die ganze Gesellschaft lacht, und während ich mich herumquäle, werden mir noch allerhand andere geistvolle Rezepte gegeben.

Wenn der Neumond scheine, müsse ich Holzschuhe anziehen und nachts um zwölf Uhr über eine Brücke gehen; es müsse aber Wasser darunter her fließen, und der Mond müsse hinein scheinen. Wenn mir dann eine alte Frau begegne, die einen Ziegenbock bei sich führe, und ich bäte sie, dem Tier etwas Haar auszurupfen und von den Hörnern des Ziegenbocks ein wenig Mehl abzuschaben, dann werde sie das tun und mir daraus in dem vom Neumond beschienenen Wasser, das unter der Brücke fließe, einen Saft brauen, der für immer alle Zahnschmerzen beseitige.

Endlich habe ich mir einen Krankenschein geholt und den Zahnarzt aufgesucht. Im Wartezimmer wird mir wohler, und an meinen Leidensgefährten, die da herum sitzen, mit hochroten Köpfen, richte ich mich seelisch auf. Hernach geht alles kurz und fast schmerzlos ab, und ich schwöre mir, daß ich, wenn wieder einmal so ein kleiner, böser Teufel in meinen Zähnen herumbohrt, werde ich nicht lange fazeln, sondern spornstreichs mich dem Zahnarzt überantworten. Diesem prächtigen Menschen . . .

Das schwor ich mir. Und hoffentlich halte ich's auch . .

Er ärgert sich schwarz —
denn er hat den Anschluß versäumt und muß nun unter lauter Pärchen allein spazierengehen.

„Papa, ich bin bald fertig mit dem Kreuzworträtsel, es fehlt nur noch das letzte Wort!"
„Dann mußt Du schon Mama fragen!"

Eine kleine Anekdote.

Die Meerschaumpfeife des alten Blücher.

Im Jahre 1816 folgte Feldmarschall Blücher einer Einladung des Grafen Plessen nach Ivenack. Auf dieser Reise begegnete ihm, nachdem er mal wieder an der Bobberaner Bank sein Geld verspielt hatte, zu Teterow — im Volksmunde das Schilda Mecklenburgs — ein lustiges Abenteuer. Alle Orte, durch die ihn sein Weg führte, beeilten sich, dem berühmten Landsmann einen feierlichen Empfang zu bereiten. Auch die gute Stadt Teterow hatte sich zu diesem Zweck festlich geschmückt und in vorsorglicher Weise bei den Scheunen der nach Güstrow hin gelegenen Vorstadt eine Wache aufgestellt, welche die Ankunft Seiner Exzellenz des Feldmarschalls und Seiner Durchlaucht des Fürsten signalisieren sollte.

Endlich kam eine einfache zweispännige Kalesche angefahren, in der zwei ältere Herren in ganz gewöhnlichem bürgerlichen Anzuge saßen. Einer dieser Herren paffte aus einer gewaltigen Meerschaumpfeife dicke Wolken in die Luft. Der Posten hielt die Kutsche an und bemerkte dem greisen Raucher: „Wer hier zwischen den Scheunen raucht, dem kostet es die Pfeife!"

„Wirklich? — na, da habt ihr sie! Eine merkwürdige Geschichte. Gott straf mir", sagte der alte Herr lachend und fuhr mit seinem Begleiter weiter. Ohne Anfechtung gelangten sie durch Teterow und nach Ivenack. Doch bald nach der Pfeifenfortnahme kam ein Packwagen mit Dienerschaft angefahren. die den Posten fragten: „Haben denn Seine Durchlaucht hier nicht angehalten?"

„Seine Durchlaucht?", fragte der Stadtsoldat verdutzt. „Wir haben weit und breit keine Durchlaucht gesehen."

„Ei was? — Hier ist doch ein alter Herr mit einem Kutschwagen vorbeigekommen, der eine mächtige Meerschaumpfeife rauchte und so und so bekleidet war?"

Vor Schreck fiel dem Posten das Herz in die Hose.

„Wär' es die Möglichkeit! Dat is de old Blüchert west! Herrgott die Blamage! Da möchte man nun gerade des Teufels werden!"

Gar plötzlich sandte die hochwohllöbliche Stadtobrigkeit von Teterow eine Gesandtschaft nach Ivenack, die den Auftrag hatte, die konfiszierte Meerschaumpfeife — auf einem Sammetkissen — ihrem Eigentümer wieder zurückzustellen.

Doch der „old Blüchert" verweigerte die Annahme mit den Worten: „Wat mal futsch is, dat nehm ich nich wedder!"

Kleinwelt.

Von
Knut Hamsun.

Immer habe ich mit Interesse den Kampf ums Dasein aller Blumen und Insekten beobachtet. Wenn die Sonne warm war, erwachten sie wieder zum Leben und gaben sich einige Stunden lang der alten Freude hin; die großen, kräftigen Fliegen waren genau so lebendig wie mitten im Sommer. Es gab hier eine eigene Art von Erdflöhen, die ich vorher noch nicht gesehen hatte. Sie waren klein und kelb, nicht größer als ein Komma in Petitschrift, aber sie hüpften vieltausendmal weiter, als sie selbst spannen konnten. Welch ungeheure Kräfte hatte doch so ein kleines Geschöpf im Verhältnis zu seiner Größe! Hier läuft eine kleine Spinne mit einem Hinterteil, daß wie eine hellgelbe Perle aussieht. Diese Perle ist so schwer, daß das Tier mit dem Rücken nach oben an den Halmen emporklettern muß. Wenn es auf Hindernisse stößt, über die es die Perle nicht hinüberziehen kann, läßt es sich einfach hinunterfallen und beginnt an einem neuen Halm. Eine solche Perlenspinne ist keine Spinne und damit punktum. Wenn ich ihr ein Laubblatt hinhalte, ihr zu festem Boden zu verhelfen, tastet sie eine Weile das Blatt ab und findet dann: Nein, da stimmt etwas nicht. Worauf sie vor der Fallgrube, die sie in diesem Boden vermutet, rücklings zurückweicht . . . .

Neue Wanderkarte.

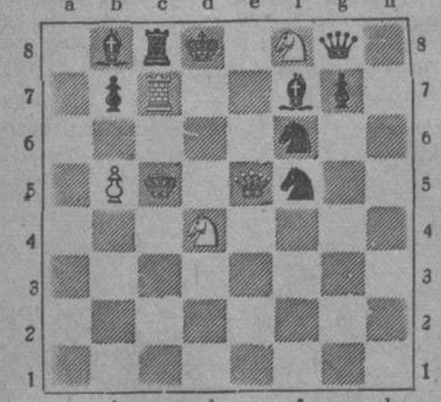
Neue Sauerland-Wanderkarte. Der Führer- und Wanderkarten-Verlag Wilh. Stollfuß in Bonn bringt soeben eine neue Karte des Sauerlandes heraus. Es handelt sich um eine große, das ganze Sauerland mit angrenzenden Gebieten umfassende Karte im Maßstab 1:200 000. Die vom SGV. bezeichneten Wanderwege sind mit aufgenommen. Das Erscheinen dieser Karte wird von allen Wanderfreunden sehr begrüßt werden, denn die farbige Druckausführung ist mustergültig und der Preis von RM. 1,50 als mäßig zu bezeichnen. Die Karte erscheint zur rechten Zeit, und es ist ihr eine große Verbreitung zu wünschen.

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 25 von Kurt Richter.
(Deutsche Schachblätter)

Schwarz: Kd8, Dg8, Tc8, Lb8, Lf7, Sf6, Sf5, Bb7, g7 (9)



Weiß: Kc5, De5, Tc7, Sd4, Sf8 (5)
Matt in 3 Zügen.

Aljechin bleibt Weltmeister.

Dr. Aljechin hat, wie auch wohl nicht anders zu erwarten war, seinen Titel als der Welt bester Spieler erfolgreich behauptet. Zwar hat der Herausforderer Bogoljubow mit dem Endergebnis 15½:10½ (3+, 8—, 15=) um eine Nüance besser abgeschnitten als bei dem ersten Wettkampf und auch sonst vom rein schachkünstlerischen Standpunkt aus gesehen zweifellos ganz hervorragendes geleistet, — brachte er es doch fertig, den Weltmeister ganz abgesehen von seinen 3 Glanzsiegen, in 5 Partien hart an den Rand des Abgrundes zu bringen — aber dennoch entschied schließlich die tiefere psychologische Partieerfassung und die finessenreichere Taktik des Weltmeisters zu seinen Gunsten. Der ganze Kampf war ein Ringen des Positionsspielers und Strategen mit dem mehr taktisch eingestellten Gegner. Denn in der Beherrschung der Eröffnungsphase und im rein positionellen Mittelspiel war Bogoljubow dem Weltmeister ohne Zweifel ollkommen ebenbürtig, jedoch im Endspiel, wo es hieß, den positionellen Vorteil, errungen durch hervorragende Mittelspielbehandlung, in Gewinn umzusetzen, versagte er sehr oft. Recht interessant und abwechselungsreich gestaltete sich der Wettkampf durch das Bestreben der beiden Meister, immer neue Möglichkeiten zu erfinden und auszuschöpfen.

Im Folgenden bringen wir die 3 Partien des Mannheimer Wettkampfabschnittes, in dem Bogoljubow zum Erstaunen der gesamten Schachwelt 2½ Punkte erringen konnte.

Partie Nr. 44. Nimzoindisch.
(22. Wettkampfpartie)

Weiß: Dr. Aljechin — Schwarz: Bogoljubow

1. d2—d4, Sg8—f6; 2. c2—c4, e7—e6; 3. Sb1—c3, Lf8—b4; 4. Dd1—c2. Der Weltmeister wählt merkwürdigerweise nicht die bisher von ihm selbst als die stärkste Fortsetzung angegebene Spielweise 4. Db3, c5; 5. d×c5, Sc6; 6. Sf3 usw. Dei Textfortsetzung ist weniger scharf und gestattet dem Schwarzen schnelleren Ausgleich.

4. .... d7—d5; 5. c4×d5, e6×d5; 6. Lc1—g5, h7—h6; 7. Lg5—h4, Sb8—d7; 8. e2—e3, 0—0; 9. Lf1—d3, c7—c5; 10. d4×c5, Sd7×c5; 11. Sg1—e2, Sc5×d3+; 12. Dc2×d3.

Der Weltmeister will offenbar den Isolani d5 zu seinem Angriffsobjekt machen.

12. .... Lc8—e6; 13. 0—0, Lb4—e7; 14. Tf1—d1, Dd8—a5; 15. Se2—d4, Tf8—c8; 16. Ta1—c1, Tc8—c4; 17. b2—b3, Tc4—c5; 18. Sc3—a4, Tc5×c1; 19. Ta1×c1, Ta8—c8; 20. Tc1×c8, Le6×c8; 21. Dd3—c3, Da5—d8; 22. f2—f3, Lc8—d7; 23. Sa4—b2, Dd8—b6; 24. Sb2—d3, Sf6—e4; 25. f3×e4, Le7×h4; 26. e4×d5.

Interessanterweise opfert der Deutschlandmeister seinen kostbaren Mittelbauern; er hofft damit Angriff zu bekommen. Das Unternehmen sieht vorerst allerdings noch unverständlich aus, bald zeigt sich aber, daß Schwarz den Bauern zurückgewinnen kann. Ob mit Vorteil, erscheint allerdings zweifelhaft.

26. .... Db6—g6; 27. Dc3—d2, Dg6—e4; 28. Sd4—f3, De4×b5; 29. Sf3×h4, Ld7—b5; 30. Sh4—f3, Lb5×d3; 31. Kg1—f2, Db5—f5; 32. g2—g4, Df5—e4; 33. Dd2—a5, Ld3—a6; 34. Da5—d8+, Kg8—h7; 35. Dd8—d4, De4—c2+; 36. Kf2—g3, La6—f1; 37. Dd4—d5, Dc2—c7+; 38. Kg3—f2, Lf1—a6; 39. Db5—e4+, Kh7—g8; 40. De4—e8+, Kg8—h7; 41. De8—e4+, g7—g6; 42. h2—h4. Hier bot der Weltmeister remis an, das Bogoljubow annahm.

Partie Nr. 45. Angenommenes Damengambit.
(23. Wettkampfpartie)

Weiß: Bogoljubow — Schwarz: Aljechin

1. d2—d4, d7—d5; 2. Sg1—f3, Sg8—f6; 3. c2—c4, d5×c4; 4. Dd1—a4+.

Eine neue Spielweise auf die Annahme des Damengambits! Sie scheint nicht schlechter zu sein als das gebräuchlichere 4. e3.

4. ..... c7—c6; 5. Da4×c4, Lc8—f5; 6. Sb1—c3, e7—e6; 7. g2—g3, Sb8—d7; 8. Lf1—g2, Lf5—c2.

Der Weltmeister droht damit Sb6 mit Damengewinn.

9. e2—e3, Lf8—e7; 10. 0—0, 0—0; 11. a2—a3.

Die von Bogoljubow beabsichtigte Fortsetzung b2—b3 nebst Lb2 unterbindet Schwarz mit seinem folgenden Zug. Der Textzug wäre deshalb besser unterlassen worden, da er den Damenflügel nicht unmerklich schwächt.

11. .... a7—a5!; 12. Dc4—e2, Lc2— g6; 13. e3—e4, Lf8—e7; 14. h2—h3, Db6—a6; 15. De2—e3, c6—c5; 16. e4—e5, Sf6—d5; 17. Sc3×d5, e6×d5; 18. Lc1—b2, Lg6—e4; 19. Ld2—c3, c5—c4.

Das Zentrum ist damit festgelegt. Für Weiß heißt nun die Parole: Angriff auf dem Königsflügel, während es für Schwarz geboten erscheint, seine Chancen auf dem Damenflügel wahrzunehmen.

20. Sf3—e1, Le4×g2; 21. Se1×g2, b7—b5; 22. f2—f4, Da6—h6; 23. De3—f3, b5—b4; 24. Lc3—d2, Sd7—b6; 25. g3—g4, Dh6—c6; 26. f4—f5, f7—f6; 27. Sg2—f4, Tf8—c8; 28. e5×f6, Le7×f6; 29. Sf4—e6, c4—c3; 30. b2×c3, Sb6—c4; 31. Ld2—f4, Sc4×a3.

Der Läufer mußte unbedingt auf c4 stehen bleiben, um dem Läufer das Feld e5 zu nehmen. Besser war b4—b3.

32. g4—g5, Lf6—d8; 33. Lf4—e5, Ta8—a7; 34. Df3—h5, Sa3—c4; 35. c3×b4.

Noch schneller entschied L×g7, T×g7, S×g7, K×g7, f6+.

35. .... Sc4×e5; 36. d4×e5, Ld8—b6+; 37. Kg1—h1, b5—b4+; 38. Dh5—f3, Dc6×f3; 39. Tf1×f3, Tc8—c4; 40. Tf3—f1!, d4—d3; 41. f5—f6.

Auf 41. .... g×f6 gewinnt nun 42. g×f6, Tc8, 43. Sg5, Ld4; 44. Td1, L×e5; 45. f7+.

41. .... Tc3—c6; 42. Se6×g7, Ta7×g7.

Ld4 verlor natürlich auch wegen e5—e6—e7!

43. f6×g7, a5×b4; 44. Tf1—f6, Lb6—d4; 45. Ta1—a8+, Kg8×g7; 46. Tf6×c6, b3—b2; 47. Tc6—c7+, Kg7—g6; 48. Ta8—g8+ Kg6—f5; 49. Tg8—f8+, Kf5—e4; 50. Tf8—f1, Ld4×e5; 51. Tc7—c4+, Ke4—d3; 52. Tc4×b4, Le5—g3; 53. Kh1—g2, Lg3—e1; 54. Tb4—b1, Le1—h4; 55. Tb1—b3+, Kb3—c2; 56. Tb3—b5, Ke2—e3; 57. Tb5—b5, Ke3—e2; 58. Tf1—f7. Aufgegeben.

Partie Nr. 46. Damengambit.
(24. Wettkampfpartie)

Weiß: Aljechin — Schwarz: Bogoljubow

1. d2—d4, d7—d5; 2. c2—c4, c7—c6; 3. Sg1—f3, Sg8—f6; 4. e2—e3, e7—e6; 5. Lf1—d3, Sb8—d7; 6. Sb1—d2 Lf8—e7; 7. 0—0, 0—0; 8. b2—b3, a7—a5; 9. a2—a3, c6—c5; 10. c4×d5, e6×d5; 11. Lc1—b2, a5—a4!; 12. b3×a4, c5—c4; 13. Ld3—c2, Dd8—a5; 14. Sd2—b1, Sf6—e4!.

Der Weltmeister spielt auffallend zurückhaltend. Bogoljubow dagegen, ermutigt durch seinen vorangegangenen Sieg, sehr forsch und angriffslustig.

15. Lc2×e4, d5×e4; 16. Sf3—d2, Sd7—b6; 17. Sb1—c3.

Ebenfalls gutes Spiel bekam Schwarz nach 17. S×e4, S×e4, 18. Dc2, Lf5.

17. .... f7—f5, 18. f2—f3, e4×f3; 19. Dd1×f3, Lc8—d7; 20. Df3—e2, Ta8—c8; 21. Ta1—c1.

Besser war es schon, mit e3—e4 zu versuchen, sich ein wenig zu befreien.

21 . . . Le7—f6; 22. d4—d5, Tf8—e8; 23. Kg1—h1, Da5—c5; 24. e3—e4, Sb6×d5; 25. Tf1—e1, Sd5—f4; 26. De2—e3, Sf4—d3; 27. De3×c5, Tc8×c5; 28. Lb2—a1, Lf6—g5; 29. Sc3—b1, 75×e4; 30. La1—c3, Sd3×c1; 31. Te1×c1, Ld7×a4; 32. Kh1—g1, La4—c6; 33. Tc1—e1, b7—b5; 34. Sd2—f1, Tc5—d5; 35. Sf1—g3, Td5—d3; 36. Sg3—e2, Lg5—e3+; 37. Kg1—h1, Te8—b8; 38. Se2—g1 Le3—f2. Weiß gab auf.

Schachnachrichten.

Propagandafahrt nach Helgoland.

Am 9. und 10. Juni fand auf Einladung des Schachklubs „Dampfer Europa" ein Propagandaausflug des Großdeutschen Schachbundes nach Bremerhaven und Helgoland statt. Der Fahrt nach Helgoland ging ein festlicher Umzug durch Bremerhaven und ein offizieller Empfang an Bord der „Europa" voraus, dessen Führer, Kapitän Schnaf, mit besonders herzlichen Worten die Abordnung des „Saarländischen Schachbundes" begrüßte. Nach einer Besichtigung der „Europa" fand am Sonnabendabend im Columbusbahnhof ein Konzert und ein Ball statt, und am Sonntagvormittag wurde an Bord des Bäderdampfers „Roland" bei prächtigem Wetter die Fahrt nach Helgoland angetreten. Den nach vielen Hunderten zählenden Teilnehmern aus dem ganzen Reich wird diese erlebnisreiche Fahrt wohl unvergeßlich bleiben.

„Die Meisterschaft von Deutschland in Bad Aachen 1934".

Der Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, wird in Kürze das Buch „Die Meisterschaft von Deutschland in Bad Aachen 1934" erscheinen lassen. Der Verfasser desselben, Alfred Brinkmann, bürgt für eine gründliche Bearbeitung. Das Buch soll keine trockenen Berichte, sondern lebendige Kampfbilder bringen. Preis 2,50 RM.

Unser Kind

Den Ferien entgegen

Von Alwine Stoffel

Die großen Ferien, von den Kindern mit Sehnsucht erwartet, mit Freuden begrüßt, erwecken bei vielen Müttern durchaus nicht die gleichen freudigen Gefühle. „Wären sie nur glücklich wieder vorbei!" seufzt manche Mutter. Aber Ferien sind nun einmal unbedingt nötig für die Kinder zu ihrer Erholung und Kräftigung. Dazu gehört auch, daß die Kinder Freude an und in ihren Ferien haben. An dieser Freude sollen die Eltern Anteil haben. Die Erinnerung an gemeinsame Ferienfreuden verklärt die ganze Jugendzeit.

Eine der ersten Freuden, die einem bei dem Worte „Ferien" sofort einfallen, ist das Ausschlafen-können. Das schätzen die meisten Kinder sehr, und es ist ihnen auch zu gönnen. Besonders zarten und nervösen Kindern tut ein längerer Schlaf sehr gut, eventuell auch ein Frühstück im Bett. Die Mutter lasse sich diese kleine Mehrarbeit nicht verdrießen, — — auch nicht, daß ihr Arbeitsplan durch das längere Liegenbleiben eine Abänderung erfahren muß. Mit gutem Willen läßt sich die Arbeit doch so einteilen, daß keine Störung der allgemeinen Behaglichkeit dadurch eintritt.

Um den Feriengenuß, das Gefühl der Freiheit zu vertiefen, lasse man den Kindern, vor allem in den ersten Tagen, die Freiheit, sich die Zeit nach eigenem Ermessen zu vertreiben. Das schließt nicht aus, daß die Mutter sie zu gelegentlichen kleinen Hilfeleistungen heranzieht, doch sollen diese die Freizeit der Kinder nicht allzu sehr beanspruchen und dürfen nicht als Zwang und hartes Muß empfunden werden. Es ist aber erzieherisch von großer Bedeutung, daß die Kinder schon früh zu treuer und exakter Arbeit und Pflichterfüllung auch im Haushalt angeleitet werden. Die Ferien bieten dazu mehr Gelegenheit als die Schulzeit, die die Kraft der Kinder durch Unterricht und Hausaufgaben doch zu sehr in Anspruch nimmt. Zieht man die Kinder ab und zu zu größerer Hilfeleistung heran, etwa beim Einmachen, so biete man ihnen dafür einen anderen Ausgleich, eine besondere Ferienfreude!

Dazu gehören die von allen Kindern so sehr erwünschten Tagesausflüge oder Wanderungen. Sollen sie Freude und Erholung bedeuten, so müssen sie sorgfältig vorbereitet werden. Das Mit-planen-dürfen steigert die Vorfreude! Gewiß kann eine „Reise ins Blaue", wo man es dem Zufall überläßt, wie weit und mit welchen Abstechern vom „breiten Weg" man wandern will, sehr reizvoll sein, aber wohl nur bei größeren Kindern empfehlenswert, die den gesteigerten Anforderungen an Kraft und Ausdauer gewachsen sind. Macht man einen Tagesausflug mit jüngeren Kindern — und gerade für sie ist eine Tageswanderung noch ein „Ereignis" — so muß man wohl überlegen, wie der Tag gestaltet werden soll, um Freude und Erholung zu bleiben, und die Kleinen nicht zu überanstrengen. Am besten ist es, wenn man an Hand einer guten Karte den Plan zusammenstellt: nicht zu lange, zu steile, zu sonnige Wege wählt, unterwegs genügend Zeit zu Rast und Ruhe vorsieht und den Rückweg nicht zu spät antritt.

Die Mutter untersuche vorsichtshalber die Schuhe der Kinder (wohl auch der Erwachsenen), daß kein vorwitziges Nägelein hinterlistige Angriffe auf zarte Fußsohlen macht, daß die Schnürbänder noch stark genug sind und nicht etwa unterwegs oder just am Morgen vor dem Aufbruch reißen. Auch auf die Strümpfe ist Bedacht zu nehmen. Dünne Seidenstrümpfe sind ganz unzweckmäßig, aber man nehme auch keine an den Fersen zu stark gestopften Strümpfe, weil solche bei längerem Gehen Blasen hervorrufen können.

Am Abend vorher wird auch schon der Rucksack vorbereitet, bezw. die Rucksäcke. Die Kleinen sind doch stolz darauf, auch einen Rucksack zu tragen! Daß er nicht zu schwer sein darf, versteht sich von selbst, sonst ermüden die Kinder zu schnell, und die durch eine zu große Last bedingte bucklige Haltung würde die Lungen zusammenpressen statt sie in frischer Luft weiten zu können. Der eigentliche „Berufs"-Rucksack soll breite Lederriemen haben, schmale schneiden zu leicht ein und verursachen Schmerzen. Wenn ihm noch eine Decke übergeschnallt wird, so wäre dies fürs Lagern empfehlenswert.

Und nun der Inhalt des Rucksacks: der Proviant! Bei belegten Broten achte man darauf, daß man keine zu stark gewürzte Wurst oder zu scharf gesalzenen Schinken nimmt, sonst wird der Durst zu groß. Wer befürchtet, daß zurechtgemachte Brote in der Tageshitze zu stark austrocknen, nehme Brot und Wurst gesondert und unangeschnitten mit. Die Anschnittflächen bedecke man mit Staniolpapier und packe alles in fettundurchlässiges Pergament. Die Butterdose sei fest verschließbar, die gekochten Eier nicht zu hart und nicht zu weich. Und was tut man gegen den Durst? Milch in Thermosflaschen mitzunehmen, ist nicht ratsam, da sie leicht sauer wird. Die Eltern werden einen schwarzen Kaffee nicht verachten. Wenn wir uns darauf verlassen können, daß wir unterwegs gutes Wasser zum Trinken finden (Vater kann das ja an Hand seiner Karte feststellen), so genügt es, wenn wir unsere Trinkbecher mitnehmen. Packt die Mutter aber noch ein paar Zitronen, oder was weniger Platz beansprucht, etwas Zitronensäure, und Zucker ein, so können wir uns schon auf eine leckere Zitronenlimonade freuen! Aepfel und Tomaten schmecken auf Wanderungen besonders gut und erfrischen.

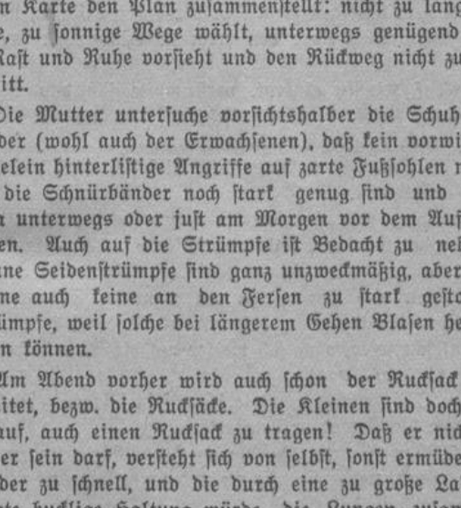
Ehe der Rucksack verschnürt wird, geht die Mutter die Liste, die sie mit Hilfe der Kinder vorsorglich schon am Tage vorher aufgestellt hat, noch einmal durch: Servietten, Taschentücher, 1—2 Handtücher, Seife, Waschlappen und Taschenkamm dürfen nicht fehlen. Vorsichtshalber werden ein paar Sicherheitsnadeln, 1—2 Nähnadeln mit etwas Zwirn und ein paar Hosenknöpfe eingesteckt. Wie leicht kann bei einer Kletterpartie oder bei einem Sprung über den Graben ein Knopf abreißen! Etwas Heftpflaster, ein kleines Fläschchen mit Alkohol oder Salmiakgeist gegen Insektenstiche nimmt nicht viel Platz weg, kann aber gute Dienste tun.

Die Tageswanderungen bieten Gelegenheit zu ganz unauffälligen Belehrungen, Naturerkenntnis und Naturfreude, Rücksicht auf andere und Ritterlichkeit. Hoffentlich können Vater und Mutter noch einen Birnbaum von einer Eiche unterscheiden und müssen nicht bei jeder zweiten Pflanze beschämt gestehen: die kenne ich nicht!

Man lasse die Kinder aber nicht wahllos Blumen und Pflanzen ausraufen. Leicht verständlich — auch für Kleinere — ist folgendes Gedichtchen:

Brichst du Blumen, sei bescheiden,
Nimm nicht allzu viele fort.
Sieh, die Blumen müssen's leiden,
Doch sie zieren ihren Ort.
Nimm ein paar und laß die andern
Stehn am Baum und an dem Strauch.
Andre, die vorüber wandern,
Freu'n sich an den Blumen auch!
Nach dir kommt vielleicht ein müder
Wandrer, der des Weges zieht
Trüben Sinns: der freut sich wieder,
Wenn er auch ein Röslein sieht!

Und dann das Allernotwendigste: Frohsinn und gute Laune! Dazu ein paar gute Singstimmen und einen festen Bestand an schönen Volks- und Wanderliedern. Also Glück auf! Viel Freud!



Das Kleid zum Wochenende

Für das Wochenende enthält der kleine Koffer die Badesachen und ein paar Toilettegegenstände. Im übrigen trägt man ein hübsches, praktisches Sommerkomplet, das allen Gelegenheiten, die sich draußen ergeben, gerecht wird. Alles ist ja auf möglichst bequemes An- und Ausziehen, namentlich aber auf Vielverwendbarkeit eingerichtet: der abknöpfbare Kostümrock, die sportlich gehaltene Jacke, die man in der Stadt wieder zu anderen Röcken und Kleidern tragen kann.

Die Schwarzdrossel

Der kleine Heinz hatte sich zu seinem Geburtstag ein Luftdruckgewehr gewünscht. Aber ein ganz modernes, mit blankem Lauf und hellem Holzkolben.

„Du bist noch zu klein dafür, Heinzi," meinte die Mutter.

Aber Heinzi bestand darauf.

„Und was willst du damit?"

Die Augen des Kleinen leuchteten: „Spatzen schießen, Mami!" lachte er, „so wie der Gerhard und der Lutz.."

Die gute Mutter war entsetzt.

„Ja, Heinzi, tun dir denn die armen Tiere nicht leid?"

Der Junge machte ein gekränktes Gesicht. „Aber Mami, das ist doch Jagd!"

Da schwieg die Mutter ganz still, denn sie verstand ihren kleinen Jungen zum ersten Mal nicht.

Am Nachmittag dann stand Heinz am Fenster seines Kinderzimmers und sah hinaus in den Garten. Da saßen viele Vögel im Gebüsch, aufgeplustert und fliegensmüde, Spatzen und Schwarzdrosseln und ein paar Stare. Heinzi legte in Gedanken an und zielte . . . o, er konnte schon schießen!

Da kam etwas ganz Unerwartetes, etwas, was Heinzis kleines Herz fast still stehen ließ. Eine große graue Katze hatte sich herangeschlichen und mit gierigen Tatzen eine unvorsichtige Schwarzdrossel gepackt.

Heinz riß das Fenster auf und hörte die Schmerzensschreie des gemarterten kleinen Vogels.. .es klang wie der angstvolle Ruf eines gequälten Menschen. Er eilte die Treppe hinunter zur Hoftür, riß sie auf und sah das Entsetzliche: Die Krallen der Katze hatten dem Vogel die Brust aufgerissen, die kleine, sangesfrohe Kehle, aus der all die schönen Lieder den Sommer über gequollen waren.

Heinz klatschte verzweifelt in die Händchen. Da nahm die Katze Reißaus, aber sie nahm den kraftlos zuckenden Vogel mit und verschwand im Nachbargarten.

Der Junge stand verstört mitten auf dem Rasen beim Gesträuch, er bückte sich und hob ein paar blutbefleckte schwarze Federchen auf.

„Armer Vogel," murmelte er, „armer, schöner Vogel!"

Am Abend aber, als die Mutter gebetet hatte, sagte er mit einem Mal mit fester Stimme: „Mami... schenk mir bitte kein Luftdruckgewehr!"

„Nanu..." die Mutter staunte, „Warum denn nicht?"

Da fing Heinzi an zu weinen und erzählte der Mutter sein Erlebnis. Die Mutter aber lächelte im stillen beglückt, denn nun verstand sie ihren kleinen Jungen wieder.

Lo Bergner.

Modische Kleinigkeiten

Durchgesteppte Leinenhütchen sind sommerlich und leicht. An heißen Tagen werden sie direkt zur Wohltat, da Leinen bekanntlich kühlt. Die Krempe soll nicht zu klein sein, da es besonders hübsch ist, wenn sie mit sanftem Schwung ein Gesicht einrahmt.

*

Lederbuchstaben, die den Namen der Trägerin verraten, werden sehr gern auf Pullovern und Schals angebracht. Sie sind eine kleine modische Spielerei, die allerliebst wirken kann.

*

Naturfarbene Bastseide und Dunkelblau ist eine der schönsten Farbenzusammenstellungen für die Straßenkleidung an warmen Tagen.

*

Farbige Stoffrestchen, die miteinander harmonieren, werden durch Handhohlsaum zu entzückenden Garnituren miteinander verbunden. Auf weißen Pikee- u. Flanellkleidern sehen sie besonders nett aus.

Traurigsein mit den Traurigen

Frohsein-Dürfen ist eine Gnade. Der sie verleiht, ist Gott. Gott baut die Gnade auf der Natur auf. Die natürliche Entfaltungsbasis zum Frohsein-Dürfen ist die Möglichkeit zum Frohsein-Können.

Sie zu schaffen ist unsere Sache,
sie zu erkämpfen ist aktives Leben,
sie zu haben: Glück.

Im Streben „den eigenen Willen Seinem Willen hinzugeben in Liebe" liegt diese Erfüllungsforderung.

Manchmal enthält uns Gott seine Gnade vor, trotz der stetigen Bereitschaft für sie. Er läßt eine große Trauer über uns kommen, eine Trauer, die uns lähmt, hilflos, hoffnungslos macht, eine Macht, die unsere Vernunft durchschaut, aber nicht zu vertreiben vermag, die unser Wille stößt, aber nicht wegbewegt. Düsterheit liegt über uns, wir wagen kein Lächeln mehr, — — aber für einen andern hat eine Stunde lichter Gnade begonnen. Einer, ein Bruder, eine Schwester, vielleicht du, sollst traurig sein dürfen mit einem Traurigen.

Das ist etwas Großes, ebenso Schweres. Du kannst nicht Vernunft predigen, denn es fehlt nicht an der Einsicht. Du kannst nicht streng sein, denn der gute Wille ist da. Du mußt gütig sein. Du mußt Mutter sein, ob du Mann seiest oder Frau. Du darfst nicht gefühlsgetrieben mitjammern. Du mußt aus innerer Verbundenheit helfen wollen. Das ist die Voraussetzung. Dann schweige, versteh, mach die Tür deines Herzens weit auf und glaube daran, daß du die Last dem andern wirst nehmen können.

Aber was nützt es, wenn die Türen auf sind, aber der Raum voll ist mit Eigenem? Wo willst du die Last des andern unterbringen?

Wenn du dann helfen willst, gib alles von dir. Laß den eben begonnenen Gedanken unvollendet, verschieb das für diese Zeit Vorgenommene, sag die Verabredung ab, vergiß die notwendige Besorgung, verzichte auf die bevorstehende Freude — — — warte endlos, gib Ruhe, als ob Ewigkeiten vor dir lägen.

Dann, wenn der andere fühlt, hier hat einer Zeit für mich, Platz für meine Not, wird er sie geben können und dürfen und im Teilen, im gemeinsamen Tragen wird sie so klein werden, daß sie nimmermehr den Menschen ganz zu erfüllen, seine Kraft völlig zu binden vermag.

Du aber wisse: Vielleicht hat dieser da getrauert, damit an dir sich die Verheißung erfülle: „Selig sind die Barmherzigen, denn ihnen wird Barmherzigkeit widerfahren."

L. Moser.

Sommerliche Sportkleider

Aeußerst bequem sind in der heißen Jahreszeit die kleinen sportlichen Waschseidenkleider; ergänzt durch das modische Zubehör wirken auch diese schlichten Kleider recht elegant. Feingestreifte Herrenhemdseide, zartfarbener Toile, Wasch-Krepp de Chine und matte K'-Seidengewebe sind die Stoffe, unter denen Sie wählen können.

Kinder-Pflege

Wir setzen unsere Kleinen mit Vorliebe der Sonne aus, da wir ihre heilende und gesundheitsfördernde Eigenschaft kennen. Doch leider wird viel zu selten daran gedacht, daß die Augen gegen ultraviolette Strahlen geschützt werden müssen. Sie werden dadurch lichtscheu, tränen und können bei starker Bestrahlung erkranken.

Darum muß eindringlich gefordert werden, alle Kinder mit einer Lichtbrille zu versehen, wenn sie mit der Sonne in Berührung kommen.

Auch auf Wanderungen, wo man oft streckenweise direkt in die Sonne gucken muß, ist sie unerläßlich.

Sie darf nur wenig größer sein als das Auge, da sonst häßliche Ränder entstehen.

Sollen Kinder barfuß laufen?

Barfuß-Laufen ist gesund, darüber gibt es gar keinen Zweifel.

Wenn man trotzdem nicht allgemein dafür eintreten kann, so hat das seinen Grund in der Beschaffenheit des Bodens. Unebenheiten, Steine, Splitter und Geröll werden von unseren, jahrhundertelang verweichlichten Füßen nicht vertragen, verursachen Schmerzen, Brennen und Unbehagen. Darum muß man sich langsam zurückgewöhnen. Am besten ist es, das Barfuß-Laufen unter Aufsicht eines Erwachsenen im Walde vornehmen zu lassen. Dort ist der Boden weich und schmiegt sich den Gehbewegungen gut an.

Bei dem Luftbad im Hause sollen die Füße gleichfalls unbekleidet sein.

Es ist wohl selbstverständlich, daß sie hinterher stets gewaschen werden müssen, damit sich der Staub nicht festsetzt.

*

Leichte Erkältungs-Katarrhe soll man mit Apfelhonigwasser behandeln. Man schneidet sechs Aepfel in Scheiben und übergießt sie mit einem Liter kochendem Wasser. Dazu gibt man 50 Gramm Honig und den Saft von zwei Zitronen. Das Ganze läßt man gut zugedeckt eine Stunde an heißer Stelle ziehen, bevor man die Flüssigkeit abgießt. Der Kranke bekommt alle zwei Stunden ein halbes Glas davon.

Reizvolle Sommerkostüme

Fast sind die Kostüme nicht mehr von Kleidern zu unterscheiden. Ihre kurzen Jacken liegen knapp an, ihre Aermel enden dicht unter, ja, selbst über dem Ellenbogen. Weiter erweisen sich Stoffe und Seiden, die man bisher nur für leichte Kleider kannte, nun auch für das Kostüm als reizvoll. Dazu sehr „junge" Hüte, ringsum aufgeschlagen oder ganz flach. Der größere Stil des Tafts fordert den großen Hut, der ziemlich gerade aufgesetzt wird.

Das historische Duell des Grafen Kinsky

Von Rudolf von Eichthal

„Gehe Er mit Gott, Kinsky", sagte der deutsche Kaiser Karl VI. zu seinem neuernannten Gesandten am Pariser Hoflager.

„Es ist ein heißer Boden, auf den Wir Ihn hiermit entsenden. Wenn Wir auch seit zwölf Jahren mit Frankreich in Frieden leben, so weiß Er doch, daß uns die Herren in Versailles nicht sonderlich wohlaffektioniert sind, und daß der junge König nur darauf lauert, uns auch noch das Wenige zu arrachieren, was uns sein erhabener Urgroßvater in Rastatt von den hispanischen Ländern übrig gelassen hat. Sei Er also sagent, prudent, lieber Kinsky, provoziere Er nicht, zeige Er aber, wenn es notwendig ist, daß wir auch noch wer sind. Denn nichts imponiert den Franzosen so wie ein offener Geldbeutel und eine wohlgeführte Klinge. Nun, ich weiß, daß ich mich auf Sie in dieser Hinsicht voll verlassen kann!"

Graf Stephan Kinsky, damals ein Mann in den besten Jahren, war nicht nur ein ganz ausgezeichneter Diplomat, einer der besten Köpfe Oesterreichs, sondern auch ein Grandseigneur in vollstem Sinne des Wortes, Herr eines enormen Vermögens, prunkliebend, freigebig bis zur Verschwendung, dazu ein angenehmer Gesellschafter, geistvoller Causeur und vollendeter Hofmann, mit einem Wort

St. Wendel im Saargebiet

Wendelinusbrunnen und Dom

im Besitz aller Eigenschaften, die zu jener Zeit für den Vertreter der ersten europäischen Großmacht unerläßlich waren.

Ueberdies war der Graf, was damals in der Zeit der allgemeinen Duellmanie von höchster Wichtigkeit schien, ein geradezue phänomenaler Fechter.

An einem schönen Maitag des Jahres 1726 hielt der neuernannte kaiserliche Gesandte in Paris seinen feierlichen Einzug. Dies geschah mit so außerordentlichem Pomp, daß ganz Paris wochenlang von nichts anderem sprach als von diesem Ereignis, und die ganze Pariser Weiblichkeit außer sich war vor Entzücken über die „hussards velus" und die „heidouce gigantesques" des österreichischen Ambassadeurs.

In den darauf folgenden Wochen erfolgte ein förmlicher Ansturm auf die Person des neuen Gesandten. Nicht nur, daß sämtliche Adelspalais in Paris und Versailles sich bemühten, den illustren Gast zu empfangen und zu bewirten, auch sein Ruhm als Meisterfechter war bis an die Seine gedrungen, und Frankreichs beste Degen, die Nachfolger der berühmten Athos, Porthos und Aramis, der D'Artagnans und Cyranos, begannen einen Wettlauf um die Ehre, als Erster mit dem österreichischen Matador die Klinge zu kreuzen.

Aber sie kamen an den Unrechten. Graf Kinsky, eine liebenswürdige, heitere, echt österreichische Natur, aller Prahlsucht und Ruhmrederei in tiefster Seele abhold, wich allen Ehrenhändeln sorgfältig aus. Er haßte die verrückte Duellwut der französischen Kavaliere, das Schlagen aus Passion und weil es gerade Mode war, diese Raufhändel um ein Nichts, ein Wort, einen schiefen Blick, er betrachtete den Degen des Edelmannes nicht als Sportrequisit, und verschmähte es, mit seiner Fechtkunst — wie damals üblich war — auf offener Straße und vor gaffenden Zuschauern zu paradieren. Gleich virtuos in der Kunst des Wortes wie des Degens, verstand er es in jeder Gesellschaft meisterhaft die Konversation in den von ihm gewünschten Bahnen zu erhalten. Machte irgend ein Degenheld den Versuch, dem Grafen eins auszuwischen, so sah er das stets schon von weitem kommen, war auf seiner Hut und verstand es, dem Gespräch im kritischen Moment durch ein humorvolles Wort oder eine feingeschliffene Pointe eine harmlose Wendung zu geben.

Unter den Persönlichkeiten, die sich ganz besonders um die Ehre bemühten, den deutschen Grafen vor die Klinge zu bekommen, befand sich auch ein Marquis de Chauteauloup, Angehöriger einer der vornehmsten Familien des Landes und anerkanntermaßen der berühmteste Fechter Frankreichs.

Dieser Mann, anfangs einer der hitzigsten Gegner Kinskys, verwandelte sich, als er einsah, daß der Graf mit den gewöhnlichen Mitteln nicht zu fassen war, in seinen eifrigsten Bewunderer, suchte bei jedem nur möglichen Anlaß seine Freundschaft, überhäufte ihn mit Aufmerksamkeiten und Geschenken, kurz, gab sich in so liebenswürdiger Weise, daß selbst der vorsichtige Kinsky keinen Anstand nahm, den Marquis seines näheren Umgangs zu würdigen.

Eines Tages, im Spätsommer 1726, lud der Marquis seinen neuen Freund in der herzlichsten Weise zu einem Besuch auf seinem Landsitz Boisrepos ein. Dieses Gut lag einige Meilen von Paris, und man erzählte sich in der Hauptstadt Wunderdinge über die höchst originelle Ausstattung des Schlosses und Parks.

Graf Kinsky, der keinen Anlaß sah, die Einladung seines Freundes zu refüsieren, sagte ahnungslos zu.

Der Schloßherr, von einer erlesenen Gesellschaft von Kavalieren und Damen umgeben, empfing seinen Gast.

Zehn Tage dauerte der Aufenthalt des österreichischen Gesandten, und diese zehn Tage waren eine einzige Kette der auserlesensten Vergnügungen. Der Marquis gab sich alle erdenkliche Mühe, dem deutschen Gast seine Hochschätzung zu erweisen.

Mit österreichischer Herzlichkeit dankte er dem Schloßherrn beim Abschied für die erwiesene Gastfreundschaft und versicherte, daß ihm die Tage von Boisrepos noch lange in schönster Erinnerung bleiben würden.

„Comte," sagte der Marquis, „Sie sehen mich in tiefer Beschämung. Alles, was mein ärmliches Haus zu bieten hatte, konnte nicht annähernd die Herzlichkeit der Gefühle zeigen, die ich Ihnen in Wirklichkeit entgegenbringe. Jedenfalls bitte ich Sie, mir zu glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß es das Bestreben meines ganzen ferneren Lebens sein wird, mich Ihrer Freundschaft würdig zu erweisen." Bei diesen Worten drückte er ihm in überströmender Herzlichkeit die Hand.

„Und nun noch eine letzte Bitte, Comte," fuhr der Marquis nach einer Pause fort. „Boisrepos enthält noch eine Sehenswürdigkeit, die ich Ihnen bisher nicht zeigen konnte. Es ist eine Art Familienheiligtum, das ich bisher noch keinem von meinen Freunden sehen ließ, und das ich nur Ihnen zeige, um Ihnen einen Beweis meiner grenzenlosen Freundschaft zu geben. Erweisen Sie mir die Ehre, Ihnen diese Merkwürdigkeit zeigen zu dürfen, chère comte."

Lächelnd erklärte sich der Graf dazu gerne bereit. Sie durchschritten eine Reihe von Zimmern, passierten dann hallende finstere mit Ahnenbildern behangene Korridore, ohne daß ihnen irgend jemand begegnete, und standen plötzlich vor der Tür der Schloßkapelle, die sich in einem abgelegenen Teil des weitläufigen Schlosses befand.

Der Marquis öffnete und schritt voran. In tiefster Dunkelheit lag die Kapelle da. Kein Laut durchbrach die Grabesstille. Nur die Kerzen der Girandole knisterten leise und warfen lange seltsame Schatten an die Wände.

Immer noch ahnte Graf Kinsky nichts Böses. Er wunderte sich garnicht, als der Marquis einen Schlüsselbund hervorzog, eine niedere Pforte im Chor öffnete und wortlos voranschritt.

Eine eisige, seltsam süßlich riechende Luft schlug ihnen entgegen. Auf enger Wendeltreppe ging es nun abwärts, bis sie vor einer mit dem Kreuzeszeichen geschmückten Eichentüre standen, die der Marquis abermals mit seinem Schlüsselbund öffnete und sobald sie eingetreten waren, wieder sorgfältig hinter sich verschloß.

Sie befanden sich jetzt in einer weitläufigen säulengetragenen Halle, deren Wände mit schwarzem Tuch ausgeschlagen waren. Beim Schein der Flambeaux, die der Marquis entzündete, gewahrte Graf Kinsky eine lange Reihe von ganz gleichartigen, prachtvoll geschnitzten schwarzen Holzsärgen, die merkwürdigerweise alle offen standen. In jedem der Särge aber lag, vollständig bekleidet, der Leichnam eines vornehmen Kavaliers. Die wachsartige Färbung der Gesichter und Hände verriet, daß die Leichname sorgfältig einbalsamiert waren.

Jetzt erst kam dem Grafen eine Ahnung. Entschlossen auf den Schloßherrn zutretend, fragte er mit ruhiger aber fester Stimme:

„Wollen Sie mir erklären, Marquis, was dies hier bedeuten soll?"

Der Gefragte schwieg einen Augenblick, um seinen Triumph auszukosten.

Dann sagte er satanisch lächelnd:

„Chère Comte, man sagt, daß Sie Deutschlands bester Fechter sind und mich hält man in Frankreich dafür. Ich, sowie auch meine Freunde, haben kein Mittel unversucht gelassen, um meine Klinge mit der Ihrigen zu kreuzen. Aber Sie wußten sich immer zu entziehen, vermutlich aus Feigheit, weil Sie die Ueberlegenheit der französischen Fechter fürchteten. Es blieb mir daher nichts übrig, als Sie hierher zu locken, um zu erproben, wer von uns der bessere Fechter ist."

Entrüstet über solche Hinterlist wollte der Graf etwas erwidern, aber, ohne darauf zu achten, fuhr der Marquis mit höhnisch lächelndem Gesicht fort:

„Hier diese Leichname gehören zwanzig ausländischen Kavalieren an, die ihre Kunst mit der meinen maßen. Sie alle tötete mein Hand. Einer von uns beiden muß ihnen Gesellschaft leisten. Hier sind mehrere gute Degen. Versagen Sie mir die Ehre nicht, sich mit mir zu schlagen, sonst würde ich genötigt sein, Sie dazu zu zwingen. Meine Leute kennen meine Leidenschaft.

Mit Empörung hörte Graf Kinsky die Worte des Franzosen an. Als dieser geendigt hatte, maß er ihn verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen und sagte: „Mein Herr, ich schlage mich nicht mit Ihnen."

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?" fragte mit verhaltener Wut der Marquis.

„Weil es mir meine Ehre nicht erlaubt, eine so heimtückische Herausforderung anzunehmen, und weil ich mich mit einem professionellen Meuchelmörder nicht schlage."

„Eh—bien, dann muß ich Sie dazu zwingen."

Grünlich verfärbt vor Wut ergriff der Hausherr zwei von den bereitliegenden Degen, drängte einen davon dem Grafen in die Hand, legte sich mit dem andern in Fechtstellung aus und schrie:

„Wehren Sie sich, Graf, oder ich stoße Sie nieder!"

Als Graf Kinsky sah, daß ihm nur die Wahl blieb, sich entweder zu verteidigen oder wehrlos abschlachten zu lassen, senkte er den Degen und sagte:

„Sie zwingen mich, mich mit Ihnen zu schlagen — gut dann, ich will es tun. Aber diese Szene hat mich um meine Ruhe gebracht. Erlauben Sie mir vorher, einige Minuten hier auf- und abzugehen, bis ich meine Fassung wiedergefunden habe."

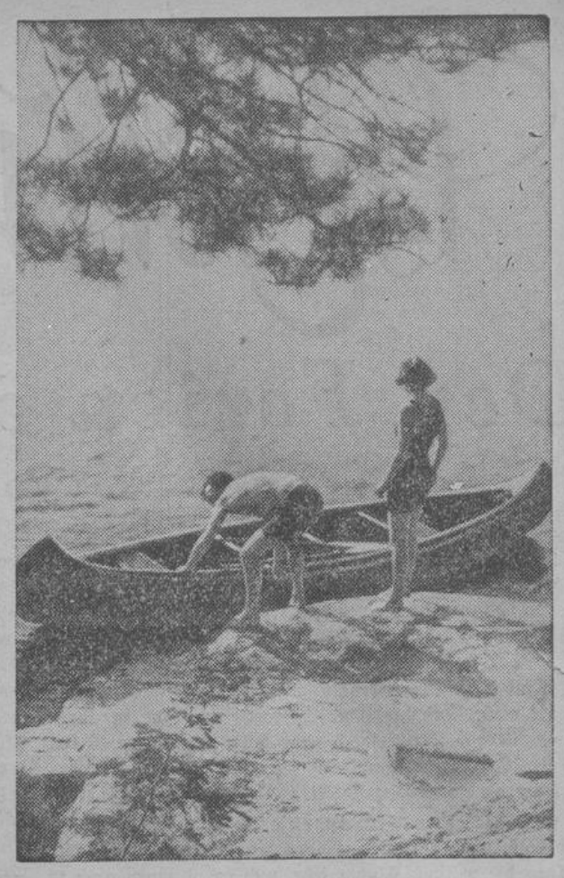
Als Zustimmung senkte der Marquis den Degen.

Graf Kinsky aber schritt ruhig einige Male in der Gruft auf und nieder, scheinbar auf nichts achtend, während er in Wirklichkeit mit größter Aufmerksamkeit die ausgestellten Leichname betrachtete. Mit dem kundigen Auge des Meisterfechters und geübten Duellanten gewahrte er, daß sämtliche Opfer dieses Dämons auf ihren Brokatwesten einen großen Fleck von geronnenem Blut hatten, und zwar alle genau an ein und derselben Stelle, unterhalb der linken Brustwarze. Sogleich kombinierte er daher, daß dieser Meuchelmörder einen ganz besonderen Stoß, und zwar vermutlich den berüchtigten „Coup de Jarnac" anwende, der überaus schwierig auszuführen, aber noch schwerer zu parieren ist, weil er aus gänzlich unerwarteter Richtung erfolgt, und daß dieser infame Stoß vermutlich des Marquis ganze Kunst ausmache.

Noch eine Weile stand der Graf, die Hand an die Augen gepreßt, wie um sich zu sammeln. Dann sagte er ruhig: „Eh—bien, Marquis, ich bin bereit, weil es denn sein muß", und ergriff den Degen.

Sie legten die Röcke ab, grüßten einander mit den Degen und begannen.

Mehrere Minuten währte der Assaut, ohne ein Ergebnis zu zeitigen. Marquis von Chateauloup suchte augenscheinlich seinen Gegner durch fortgesetzte vehemente Angriffe zu ermüden, um dessen Aufmerksamkeit erlahmen zu machen. Graf Kinsky verlegte sich ausschließlich auf die Verteidigung, ohne auch nur ein einzigesmal zu ripostieren. Mit Absicht markierte er, nachdem dieses Spiel eine geraume Zeit gewährt hatte, eine gewisse Ermüdung, indem er vor den Stößen des Angreifers zurückzuweichen begann.



Zur Ausfahrt bereit

Kaum merkte dies der Raufbold, änderte er seine Taktik. Ein starker Doppelappell, eine blitzschnelle ganze Volte rechts, ein mit größter Kraft ausgeführtes Battement gegen Kinskys Klinge, und mit der unvorstellbaren Geschwindigkeit eines zubeißenden Schlangenkopfes stieß der Marquis gegen die offene linke Seite des Grafen vor.

Aber der war gefaßt. Mit gleich fabelhafter Geschwindigkeit warf Kinsky — ein ganz beispielloses Fechterstück! — den Degen in die linke Hand, parierte den Stoß und band, Korb an Korb, des Marquis Klinge derart, daß dieser weder Hand noch Degen rühren konnte.

Aug in Aug standen nun die Gegner einander gegenüber.

„Coup de Jarnac — nicht übel," sagte Graf Kinsky verächtlich lächelnd. „Möglich, daß solche Künste französischen Fechtern gegenüber verfangen. Aber Sie müssen noch einiges dazulernen, Marquis, um einem deutschen Fechter mit Erfolg gegenübertreten zu können."

„Coquin! Lourdaud! Arlequin!" schrie der Marquis außer sich vor Wut über diese Verspottung, machte einen Sprung rückwärts und drang von Neuem auf den Grafen ein, ihn nun unter unaufhörlichen Beschimpfungen mit Stößen überschüttend.

Plötzlich aber fiel ein besonderes Schimpfwort.

„Canaille autrichienne!" ertönte es aus dem Mund des Rasenden.

Im nächsten Augenblick blitzte Kinskys Klinge. Ein brillant ausgeführter Trompez le contre, und der Marquis von Chateauloup stürzte, den Degen bis ans Heft im Leibe, zu Boden.

Ohne die Waffe herauszuziehen und ohne dem Gefallenen noch einen Blick zu schenken, legte der Graf seinen Rock an und verließ den unheimlichen Ort.

Als er wieder die Kapelle betrat, fand er zu seinem Erstaunen die ganze Gesellschaft vollzählig versammelt. Man unterhielt sich beim Schein zahlreicher Kerzen ganz laut und ungeniert und erwartete spannungsvoll den Augenblick, daß Herr von Chateauloup in gewohnter Weise mit dem blutigen Degen in der Hand erschien, um lachend seinen Sieg über den fremden Gimpel zu verkünden.

Als Graf Kinsky eintrat, verstummte jäh das Gespräch. Aller Augen blickten entsetzt auf ihn, als wäre er ein dem Grabe entstiegenes Gespenst.

„Wo ist — wo ist der Marquis?" ließ sich endlich eine Stimme vernehmen.

„Er erwartet die Herrschaften unten in der Gruft," antwortete der Graf mit lächelnder Miene. „Nur glaube ich nicht, daß er weiterhin in der Lage sein wird, Sie, meine Damen und Herren, zu einem neuen Schelmenstück hierherzubemühen."

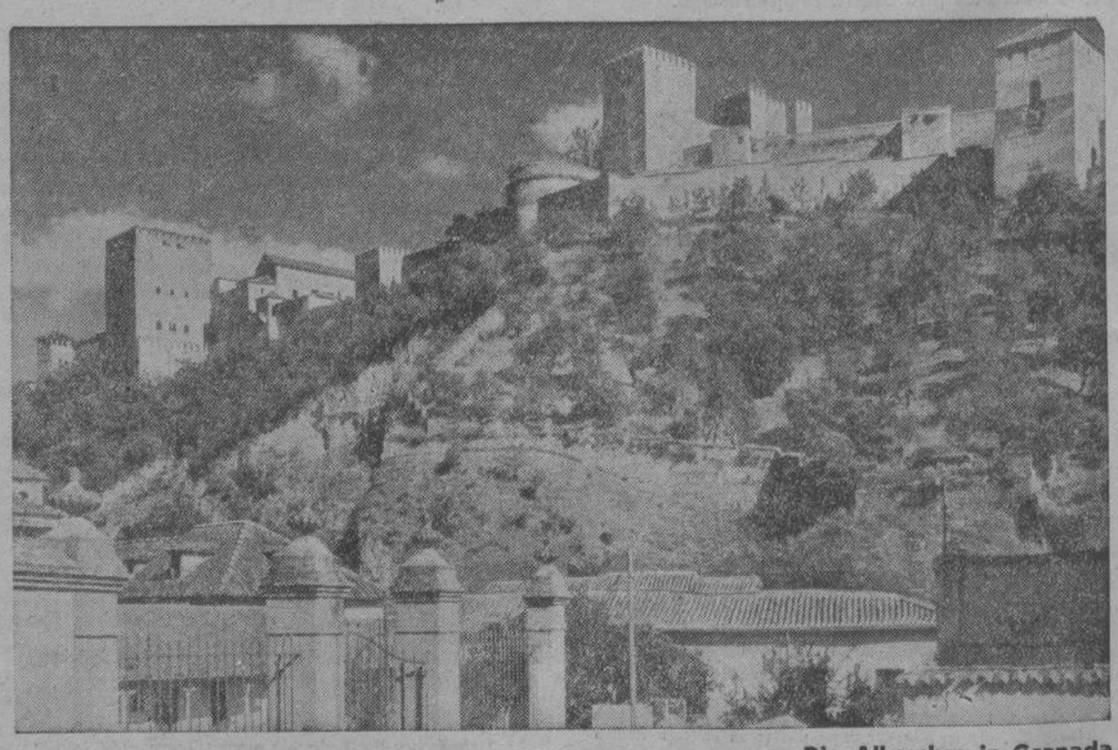
Darauf schritt er, ohne sich weiter um die Anwesenden zu kümmern, dem Ausgang zu.

An der Schloßrampe wartete schon sein Wagen. Noch in derselben Nacht war er in Paris.

Am nächsten Morgen regnete es Herausforderungen.

Graf Kinsky nahm sie alle an und legte seine Gegner der Reihe nach in den Sand.

Von Stund an hatte er von allen Provokationen Ruhe und stand in den sieben Jahren, die er als Gesandter in Paris weilte, im unbestrittenen Rufe, der beste Fechter der Welt zu sein.



Die Alhambra in Granada